

Abend-



Zeitung.

Dreißigster Jahrgang.

12.

Donnerstag, am 19. März 1846.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Der Reichstag zu Regensburg.

Historische Erzählung

von

Franz Bernhardi.

(Fortsetzung.)

Ein lebhaftes Gepolter an der Thür unterbrach jetzt den Astrologen, der schnell die Papiere zu verstecken befahl und sich dann zum Deffnen anschickte. Gern hätte er den jungen Offizier aus dem Zimmer entfernt, aber es konnte dieses nur durch sein Nebenzimmer geschehen, und in dieses Heiligthum mochte er den Spötter nicht einführen. Nach einigem Ueberlegen hieß er ihn sich mit einem Buche so niedersetzen, daß er der Thüre den Rücken kehrte, und öffnete jetzt dieselbe, an welcher wiederholt geklopft worden war.

Es trat sofort ein großer, wohlgebauter junger Mann ein, der einen gewöhnlichen Reiterrock trug, wie es damals in der kaiserlichen Armee

Sitte war. Den Kopf deckte ein großer Hut, unter welchem sich schwarze Locken hervorstahlen, und ein großes, breites, schweres Schwert ruhte an der linken Hüfte.

Er betrachtete den kleinen Mann scharf, ohne des noch Anwesenden zu achten, und sagte:

„Ich sehe schon, Ihr seid der rechte, Ihr seid der gelehrte Zenno.“

„Der bin ich; aber Ihr, wer seid Ihr? Was sucht Ihr bei mir, wer sendet Euch an mich?“

„Der Herzog, Niemand anders, hier leset.“

Dieses sagend, gab er einen in Schiffen geschriebenen Brief an Zenno, der Aufschrift und Siegel genau prüfte und dann frug: „Und habt Ihr nichts mündlich auszurichten?“

„Doch,“ antwortete Zener, „fast hätte ich's vergessen, daß ich angeheißsen ward, es Euch mit den Worten zu geben: „a posse ad esse non valet consequentia.“

Zenno lächelte zufrieden bei diesen Worten, reichte dem Fremden die Hand und sagte:

„Jetzt heiße ich Euch erst willkommen, denn jetzt erst bin ich überzeugt, daß Ihr ein Abge-

sandter des Herzogs seid. Setzt Euch nieder und macht's Euch bequem."

Während dieses Gesprächs hatte sich Joseph Maier, welcher anfänglich ganz vertieft in das heilige Buch zu sein schien, welches ihm Zenno gegeben, aufgerichtet, und beide junge Männer sahen sich forschend an.

"Ah!" rief plötzlich der Fremde, "Ihr seid am Ende gar der Trabanten-Hauptmann, welchen der Herzog auf Kundschaft hierher gesandt hat?"

"Joseph Maier heiße ich," entgegnete der Gefragte.

"Nun," gab Jener zurück, "so begrüß ich Euch als Kamerad, denn auch ich bin seit wenigen Wochen bei Wallenstein's Trabanten angestellt. Mein Name ist Heinrich von Burgus, wie meine Papiere ausweisen. Des Studirens in Prag müde, entschloß ich mich, auch zur Fahne zu schwören. Während des Herzogs Anwesenheit in Böhmen benützte ich eine Gelegenheit, mich ihm vorstellen zu können, er fand Gefallen an mir, und da ich mit Feder und Schwert umgehen lernte, so stieg ich bald in seiner Gunst, da er mich auf verschiedene Weise gebrauchen konnte."

"Ich grüß Euch, Kamerad," sprach Joseph Maier, "doch spricht, wo ist der Herzog zur Zeit?"

"Im vollen Marsch an die obere Donau, er erwartet nur Nachrichten von hier, welche seine weiteren Maßregeln bedingen werden, wie ich mir denke."

"Ja, so ist's," entgegnete Zenno, der unterdessen des Herzogs Schreiben dechiffert hatte. "Er trifft in zwei Tagen zu Memmingen ein, wo er sein Corps durch verschiedene Truppen verstärken und auf achtzehntausend Mann bringen wird. Er erwartet von mir, schleunigen Bericht nach Abensberg zu senden, von wo aus derselbe durch Couriere weiter nach Memmingen gebracht werden soll. Also, Herr Hauptmann, schleunigst abgereist, und zwar direct über Abbach und Saal nach Abensberg. Dort verbleibt Ihr, bis Ihr wieder Befehle hierher zu bringen habt."

Nach kurzem Abschiede entfernte sich jetzt der Trabantenhauptmann Joseph Maier, nachdem er noch eine ganz unansehnliche Kleidung angelegt

hatte, wie sie damals Handelsleute trugen, kam unbemerkt zur Stadt hinaus, wo er auf einem einzelnen Hofe, außerhalb der Stadtmauern, ein leichtes Fuhrwerk bestieg und seinem Bestimmungs-ort zufuhr.

Als sich dieser aus des Astrologen Haus entfernt hatte, machte der Letztere dem Fremden Mittheilungen über das, was man bis jetzt über den Gang der Ereignisse sagen konnte. Er war ihm von dem Herzog besonders empfohlen worden, und so schenkte er ihm gegen seine Gewohnheit gleich mehr Vertrauen, als es sonst hätte der Fall sein können. Der fremde Offizier erwiderte Vertrauen mit Vertrauen, und der kluge und verschmitzte Astrolog sah bald, daß der Herzog einen gewandten, fecken, hellsehenden jungen Mann sich gewonnen hatte.

Es war des Herzogs Plan, daß, indessen Zenno im Geheimen und Verborgenen die Pläne der Reichsfürsten ausspüren würde, Burgus sich öffentlich zeigen und Umgang mit den verschiedenen Abgesandten und Hofleuten haben sollte. Dieserhalb hatte er ihn auch mit verschiedenen Berichten versehen, die er theils dem Kaiser, theils dessen Räten zustellen sollte, um ja Gelegenheit zu erhalten, die Comödie recht in der Nähe zu sehen. Noch war Wallenstein so mächtig, daß man einen förmlichen Abgesandten mit aller Achtung empfing. Burgus hatte daher nicht nöthig, sich zu verstecken, nur mußte er behutsam sein, um die Anwesenheit Zenno's nicht zu verrathen, und dieserhalb erschien er auch bei demselben in dem Anzuge eines gewöhnlichen Reiters, wie sie damals in Regensburg schaarenweise herumliefen.

Nach einem langen Gespräch, welches Beide mit einander geführt hatten, sagte endlich Zenno: "Ihr dürst durchaus nicht mehr zu mir bei Tage kommen, denn so abgelegen und schmutzig auch dieses Gäßchen ist, so könnte doch einmal eines Pfaffen Nase uns auswittern, und dann wäre viel verloren, denn sie sollen nicht erfahren, welche Leute der Herzog hier hat."

"Ihr habt recht," erwiderte Burgus, "und ich will machen, wieder durch's Hinterspörtchen in den „kühnen Reiter“, so heißt die Wirthschaft, wo ich zu finden bin, zu kommen."

"Ganz recht," gab Jener zurück, "und wenn

Ihr Abends kommt, so kommt in dem Anzuge eines schlichten Bürgers, klopft dreimal an den Laden, und gebt auf meine Anfrage zur Antwort: Quisque sibi proximus.“

6.

Wir führen nun den geneigten Leser wieder in das Rathhaus, wo man dem Geheimen-Rath und kaiserlichen Kämmerer von Helfried, als Berwalter der Reichsacten, drei Zimmer eingeräumt hatte. Seine Tochter hatte ihn nach Regensburg begleitet, und diese ist es, welche wir zunächst kennen lernen wollen. Natalie, so hieß die Tochter des Geheimen-Raths, galt in Wien für eines der schönsten Mädchen, und behauptete auch mit Recht ihren Rang in Regensburg. Von schönem, großem, schlankem Wuchs, erhöhete noch ein schöner griechischer Kopf ihre reizende Gestalt. Schwarze, feurige Augen ließen auf den Geist des schönen Mädchens schließen, welches in einem Alter von neunzehn Jahren ihr Herz bis jetzt noch gegen die Verlockungen der Liebe bewahrt hatte.

Die vielen Geschäfte, welche der Vater durch die Sitzungen des Reichstags hatte, waren die Veranlassung, daß Natalie den größten Theil des Tages auf sich allein beschränkt war, und wir können es ihr nicht verübeln, wenn sie sich über die vielen langweiligen Stunden beschwert, welche sie in Regensburg zubringen mußte. Kaum waren jedoch einige Wochen verstrichen, so fand sich auch Natalie heimischer, was sich auf folgende Art zutrug.

Um sich die Zeit zu vertreiben, hatte sie sich oft des Morgens in den kühlen Gängen des Rathhauses ergangen und so Marie kennen gelernt, die wir bereits vorgesehrt haben. Wenn gleich die Bildung Mariens nicht in allen Theilen so vollkommen war, als bei Freifräulein Natalie, so hatte doch der alte Meininger keine Kosten gespart, und seiner Tochter eine sehr gute und gründliche Erziehung geben lassen, welche die neidischen Regensburgerinnen als über ihren Stand bezeichnen. Man murmelte zwar, der alte Meininger könne seiner Tochter ein schönes Sümchen mit-

geben, und deshalb wolle er auch hoch mit ihr hinauf, doch wissen wir nicht, ob man damals richtiger taxirte, als heutzutage, wo man entweder Alles zum Bettler oder Millionär stempelt. So viel ist gewiß und können wir mit Bestimmtheit sagen, daß Meininger eine sehr geregelte Haushaltung bei einem hübschen Einkommen hatte.

Die beiden Mädchen hatten sich kaum kennen gelernt, als sie auch schon Freundinnen wurden. War gleich der Unterschied der Stände damals noch viel marquirter, als heutzutage, wo man vor lauter Communismus Alles ebnen möchte, so war es immerhin erklärlich, daß sich Natalie in ihrer isolirten Stellung zu einem Wesen mußte angezogen fühlen, welche ihr an Lieblichkeit und Bildung wenig nachstand. Und endlich, wenn dieses Alles nicht der Fall gewesen wäre, welches Opfer würde nicht ein Mädchen bringen, um plaudern zu dürfen? Sollte Natalie eine so schöne Gelegenheit, sich nach Herzenslust ausschwagen zu dürfen, unbenutzt vorübergehen lassen?

Zürne mir nicht, schöne Leserin, wenn ich einen Charakterzug Deiner Mitschwester hier öffentlich schildere, es ist ja damit nichts Böses gesagt und, beiläufig bemerkt, es machen ja die Männer dieses eben so. Doch zur Ehre der beiden Mädchen sei's gesagt, schon hatten sie sich wochenlang täglich gesehen, und doch hatten sie ihre innersten, tiefsten Herzensgeheimnisse noch nicht ausgekramt.

An dem Tage, von welchem wir sprechen werden, finden wir Morgens die schöne Natalie am Fenster sitzend mit Stricken beschäftigt. Sie mußte ihren Gedanken eine große Audienz zu geben haben, denn ihre Finger arbeiteten wenig, oft saß sie sinnend da, dann sah sie wieder auf die Straße, wo ein buntes Getreibe stattfand. Während sie, sich selbst vergessend, lange wie träumend hinbrütete, war die Thüre aufgegangen, an welcher zarte Finger vergebens um Einlaß geklopft hatten, und die liebliche Marie, in der einfachen Tracht einer wohlhabenden Bürgerstochter aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, trat ein und tippte mit ihrem Händchen leicht auf die Schulter der nachdenkenden Natalie.

„Guten Tag, gnädiges Fräulein,“ sprach sie.

„Ah, Marie!“ rief Natalie zusammenfahrend,

„wie hast Du mich erschreckt, ich habe Dich gar nicht kommen hören.“

„Ihr habt mich nicht anklopfen hören,“ gab Zene zurück, „und da bin ich denn so hereingetreten, und jetzt thut's mir leid, da ich Euch so sehr erschreckt!“

„Ah, so arg war's nicht, liebe Marie,“ sagte Zene, deren Hand ergreifend und zu sich an's Fenster ziehend.

„Aber, Gott im Himmel!“ rief sie plötzlich, „Du hast ja ganz rothe Augen, Du hast geweint, Marie, sprich, was ist geschehen?“

„Sie irren, Fräulein,“ sprach Marie gesenkten Blickes.

„Nein, nein, Du betrügst mich nicht,“ sagte Natalie, ihr sanft das Köpfchen mit beiden Händen gegen sich drehend.

Kaum hatte sie aber dieses ausgesprochen, als volle Thränen aus Mariens Augen strömten und diese in raschen Schritten der Thüre zueilte, um sich der fragenden Natalie zu entziehen. Diese war aber Marien nachgeeilt, hatte sie von hinten umfaßt und zog sie zu sich auf ein altes hartes Kanape. Leicht widerstrebend folgte Zene, das Sacktuch vor das Gesicht haltend, um ihre Thränen zu verbergen.

„Aber Marie,“ schalt Zene sanft, „wie bist Du heute so kindisch; hast Du denn gar kein Vertrauen mehr zu Deiner Freundin?“

„O, gnädiges Fräulein!“ war Alles, was Zene hervorstottern konnte.

„Was Fräulein!“ sagte Natalie zürnend, „wie oft habe ich Dich nicht schon angeheißt, mir Du zu sagen, und doch thust Du es nicht. Würdest Du mir Du sagen, so wäre es Dir ein Leichtes, Dein Herz gegen mich auszuschütten.“

„O, Fräulein,“ hauchte Zene, „das geht nicht an, das wäre ein großer Verstoß.“

„Marie, mache mich nicht böse,“ entgegnete Natalie. „Ich frage Dich jetzt, willst Du meine Freundin sein und bleiben, meine Freundin im wahren Sinne des Wortes?“

„Natalie!“ entgegnete jetzt schluchzend Marie, „Deine Freundin in Leid und Freud.“

Beide Mädchen umarmten sich jetzt, küßten sich und boten ein herrliches Bild dar. Fest hielten sie sich umschlungen, die Locken der Einen

spielten mit den Wangen der Anderen, auf welchen das Roth der Unschuld prangte. Während so die Mädchen, den neuen Bund schließend und alles Andere vergessend, beisammen saßen, war unbemerkt der alte Helfried in's Zimmer getreten, der um diese Zeit gewöhnlich eine kleine Magenstärkung zu sich nahm, um bis zur Essenszeit aushalten zu können. Er betrachtete lange Zeit die schöne Gruppe, ohne etwas zu sagen, und eine Thräne stahl sich durch seine Augen; vergangene Zeiten mochten an seinem Innern vorübergehen, denn der alte Mann schien sehr gerührt und wehmüthig; eine schöne Stunde langer Erinnerung mußte ihn so mächtig ergreifen, die Erinnerung an seine Jugendzeit, welche tief hinter ihm lag.

„Guten Morgen, liebe Kinder,“ sprach er endlich freundlich, und die beiden Mädchen fuhren schnell auseinander. Natalie warf sich an ihres Vaters Brust und rief:

„Vater, ich habe eine Freundin gefunden!“

„Das freut mich innig, liebes Kind,“ sprach dieser, der schönen Tochter die herabwallenden Locken aus dem Gesichte streichend.

„O, gnädiger Herr,“ sprach jetzt schüchtern Marie, „glauben Sie ja nicht, daß ich Veranlassung bin, daß sich Fräulein Natalie zu mir herunterließ und . . .“

„Ruhig, liebes Kind,“ bemerkte Zener, „ich ahne, was Sie sagen wollen; aber Sie irren sehr, bei mir Standesvorurtheile vorauszusetzen, welche schon so viel Unglück in der Welt erzeugten und noch hervorbringen werden. Nein, ich kann nur wünschen, daß Euer Bund, liebe Kinder, die Probe hält, dauerhaft, fest, und es für immer bleibe.“

„Vater,“ entgegnete Natalie unwillig, „was hältst Du von uns, daß Du diese Bemerkung machst? Glaubst Du, wir Mädchen sind keiner Freundschaft fähig?“

„Greifere Dich nicht, liebes Kind,“ sprach der alte Geheime-Rath; „leider muß ich gestehen, daß nach meiner Erfahrung Freundschaft zwischen Mädchen in der Regel bald ein Ende nimmt.“

„Wie!“ riefen Natalie und Marie.

„Ja, so ist's und nicht anders. So lange Mädchen jung sind, schließen sie leicht Freund-

schaftsbündnisse, aber die Ehe zerstört diese bald. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß von dem Augenblicke an, von dem ein Mädchen sich verheirathet, sie einen ganz neuen Menschen anzieht."

"Das begreife ich aber doch nicht," sprach Natalie; "woher soll denn dieses kommen?"

"Die Sache ist sehr einfach," sprach der Vater. "In der Jugend dünkt sich Alles gleich, oder wenn auch sich vielleicht nur Mädchen gleichen Standes einander mehr nähern, so ändern sich doch ihre Verhältnisse oft durch Verheirathungen so sehr, daß Jene, welche vielleicht tiefer stand als ihre Freundin, durch eine glückliche Parthie Jene bedeutend überspringt, die sich vielleicht gar in untergeordneten Verhältnissen ferner bewegen muß."

"Ist denn das bei den Männern nicht auch der Fall?" meinte Natalie.

"Immerhin, aber doch weniger," fuhr der Alte fort. "Die wahre Freundschaft unter jungen Männern wird in jenem Alter geschlossen, in welchem sie sich schon für einen bestimmten Beruf erklärten, und so kommt es ganz einfach, daß sich Leute nur an einander anschließen, die im Staats- oder Kriegsdienst oder auch in den bürgerlichen Verhältnissen doch durchschnittlich eine und dieselbe Carriere machen. Hier findet also, liebe Tochter, wenn man so sagen soll, eine Art Gleichgewicht statt, welches hier, wenn es gestört wird, dieselben Folgen hat, als dort."

"Mir leuchtet das völlig ein," sprach Marie.

"Ich," meinte Natalie, "kann's noch nicht recht begreifen, daß ein Freundschaftsbund durch Rangverhältnisse gestört werden könnte."

"So höre," sprach der Vater. "Hans Ulrich von Eggenberg, jetzt kaiserlicher wirklicher Geheime-Rath und Director, studirte mit mir zu Wien, und wir waren damals in der That Unzertrennlliche. Seine jetzige hohe Stellung beim Kaiser hat uns dennoch, wenn nicht gerade getrennt, doch entfremdet, und weder er noch ich fühlten, seitdem er so hoch gestellt wurde, das Bedürfnis, bei einander zu sein."

"Sei dem jetzt, wie ihm wolle," rief Natalie, "wir, nicht wahr, Marie, wir wollen treu an

einander halten, geschehe auch mit uns, was es nur immer sei."

"Mein Gefühl, Natalie," gab Marie, diese küßend, zurück, "wird immer dasselbe bleiben."

"So sei's und bleib's," ergänzte der Alte, "und Gottes Segen ruhe auf Euch."

Während dieses Gesprächs hatte der alte Geheime-Rath seine kleine Magenstärkung zu sich genommen und verabschiedete sich wieder bei den Mädchen, da ihn dringende Geschäfte abriefen. Kaum waren diese allein, so frug Natalie:

"Aber, liebe Marie, jetzt werde ich doch den Grund Deines Kammers erfahren?"

"O, Natalie, schone meiner!"

"Schäme Dich, Marie, so wenig Vertrauen zu mir zu haben."

"An Vertrauen fehlt es mir nicht, aber . . ."

"Aber Du genirst Dich, mit mir zu sprechen," ergänzte Natalie.

"So ist's," entgegnete Marie.

"Man sollte glauben, das größte, wichtigste Geheimniß drücke Deine Brust."

"Ach," seufzte Marie.

"Nun, heraus damit," fuhr Natalie fort, "gestehe es nur, Du liebst, nicht wahr?"

Marie gab keine Antwort, sie senkte das Köpfchen und wurde über und über roth.

"Si, seht doch!" sprach Natalie nach einer für ihre Freundin qualvollen Pause, "die ruhige, stille, ehrsame Marie liebt und hat nicht den Muth, dieses ihrer Freundin zu sagen."

"Ich hätte schon den Muth, liebe Natalie, aber ich fürchte, Du wirst mich schelten, daß ich mich so leichtfertig einem Gefühle überließ, dessen die Männer, wie ich jetzt urtheile, nicht fähig sind."

"Du irrst sehr, theures Mädchen," sprach ernst Natalie, "wenn Du glaubst, ich würde mit Vorwürfen über Dich herfallen, um so mehr, als wie ich Grund zu glauben habe, Deine Liebe nicht glücklich war."

"Du bist so gütig, Natalie," erwiederte Marie.

"Wie könnte ich Dir böse sein?" sprach Natalie. "Doch vor Allem erzähle Deine Geschichte, denn bevor ich nicht diese kenne, habe ich ja nicht das geringste Urtheil."

"Nun, so sei's," antwortete Marie, "doch setze

Dich so, daß ich Dir nicht in die Augen sehen muß, sonst könnte ich kein Wort herausbringen."

"Wie Du wünschst," gab Natalie zurück und setzte sich.

Marie entwickelte nun in einer weitläufigen Erzählung, auf welche Art sie Joseph Maier habe kennen lernen, was wir um so mehr übergehen zu dürfen uns berechtigt halten, als es ja Einerlei ist, ob sie ihn in A. oder B. zuerst sah, als es völlig gleichgültig ist, ob sie dessen Aufmerksamkeit zuerst in der Kirche, oder auf dem Markte, oder auf der großen Donaubrücke erregte.

Wir wissen zwar, es giebt viele Menschen, namentlich solche, welche in der Wuth zu prognosticiren sich und Andere mit allen Umständen und Details zu Tode martern und aus der Gestalt eines Steines, auf den wir gerade bei dieser oder jener Affaire stoßen, allerlei Gutes und Schlimmes für die Zukunft ableiten möchten. Wir wissen also, sagen wir wiederholt, daß es solche Alles bis in's Kleinliche ausspinnende Menschen giebt, denen wir mit etwas Weitschweifigkeit einen großen Gefallen erzeigen würden, aber — der geneigte Leser merkt bereits — es ist uns dieses nicht möglich.

Als Marie im Laufe ihrer Mittheilungen an ihre geheimen Spaziergänge mit Joseph kam, da mochte sie wohl fühlen, daß damals die Liebe das Schicksalgefühl bedeutend unter dem Daumen hatte, denn ihre Sprache zitterte und ihr Gesicht wurde feuerroth. Auch Natalie mochte sich darob sehr wundern, denn sie sah ihre Freundin plötzlich und, wie wir sehr gewissenhaft mittheilten, gegen die Abrede, mit großen Augen an. Dem guten Mädchen können wir das nicht verübeln, denn sie wußte ja noch nicht, daß der erste Seufzer der Liebe durchschnittlich der letzte der Weisheit ist.

Eine Brücke hatte Marie passirt, sie mußte aber jetzt auch noch die zweite überschreiten, und ihre fernere Unbedachtsamkeit erzählen, dem Geliebten zu einem Stelldichein im Rathhaus verscholten zu haben. Die Erzählung dieses Vorganges steigerte ihre Verlegenheit bis zum höchsten Grad, denn sie mochte erst jetzt einsehen, daß sie sich doppelt vergangen hatte, als sie dem Vater den Schlüssel wegnahm, um das Hinterpfört-

chen öffnen zu können. Zur Verständigung Jener, welche noch mehr zu wissen verlangen, bemerken wir, daß wir uns im Augenblick nicht erinnern, ob Marie auch des Schlüssels Erwähnung that, welchen Joseph zum ferneren Gebrauch erhielt. — Die schöne Leserin ahnet ohne Zweifel.

Als Marie diesen Abschnitt ihrer Liebesgeschichte beendigt hatte, that sie einige Seufzer; sie hoffte unterbrochen zu werden, aber Natalie gab keinen Laut von sich. Nach einer kurzen Pause begann sie daher wieder, erzählte, wie sie ihren Geliebten seit der letzten Unterredung nicht mehr gesehen, eben so wenig einen Brief von ihm erhalten habe, also nicht anders denken könne, als daß er verunglückt oder untreu geworden sei. Erstes könne wohl nicht der Fall sein, da ja wöchentlicher die Unglücksfälle in und um Regensburg, einer alten guten Sitte gemäß, bekannt gemacht würden, aber seit drei Wochen kein Beinbruch, viel weniger ein Todesfall vorgekommen sei. So unlogisch dieser Schluß war, so können wir doch nur Mariens Angabe bestätigen, die übrigens noch andere Gründe haben mochte, eher an eine Untreue ihres Geliebten zu denken, dessen Zerstreutheit ihr schon bei dem Spaziergange aufgefallen war, in welchem wir uns erlaubten, das liebende Pärchen zum ersten Male zu begleiten.

Als Marie geendet hatte, warf sie sich mit thränenden Augen an der Freundin Brust und rief: „Bin ich Dir jetzt auch noch so viel werth als früher, wo Dir meine Geschichte unbekannt war?“

„Wie kannst Du fragen, theure Marie? Glaubst Du, ich könnte Dir zürnen, weil Du so unklug warst, einem Manne zu vertrauen?“

„O, wie gut Du bist,“ sagte Marie. „Ja, es ist wahr, ein freundliches Wort aus einem guten Herzen ist ein Labetrunk aus der reinen Quelle.“

„Demungeachtet,“ fuhr Natalie fort, „kann ich Dein Benehmen nicht billigen, und wenn ich Dir dieses offen sage, so sei mir dieserhalb nicht böse.“

Marie schwieg und große Thränen entfielen ihren schönen Augen. Jene aber sprach weiter:

„Wie konntest Du, als sitzames Mädchen, einsam und allein mit Deinem Verehrer Spaziergänge machen? Wie konntest Du, aller Weib-

lichkeit zum Hohn, ihn sogar selbst in das Rathhaus zu einem Stelldichein einladen? — Da hastest Du groß gefehlt und die Würde als Mädchen gänzlich bei Seite gesetzt.“

„Gott im Himmel!“ rief Marie, „wie demüthigst Du mich, welches Bild entwirfst Du von mir!“

„Marie, ich denke von Dir nichts Böses, denn ich sehe ganz deutlich, daß Du nur in der Leidenschaft der ersten Liebe so gehandelt hast, wie es geschah. Aber wie Dich andere Leute beurtheilen müßten, wüßten sie, was vorgefallen ist, das allein wollte ich Dir sagen und vor die Augen bringen. Hoffentlich aber weiß Niemand um die Geschichte, und darum beruhige Dich und hüte Dich für die Zukunft vor Unüberlegtheit.“

„Nein,“ rief Marie, „daß er mich hintergehen konnte, ist schrecklich und beugt mich nieder.“

„Was! Bist Du ein echtes deutsches Mädchen und schenkst diesem Armseligen auch nur eine Thräne. Er verdient Dich gar nicht, und fortan darfst Du nur ein Gefühl für ihn im Busen haben, und dieses heißt Verachtung.“

„Glaubst Du in der That,“ entgegnete Marie, „daß er mich betrogen hat?“

„Darüber kann ich nicht geradezu urtheilen, aber so viel ist gewiß, wäre er ein Mann im wahren Sinne des Worts, so wäre er vor Deinen Vater getreten und hätte um Dich gefreit. Daß er dieses nicht that, beweist, daß er nur Deinen Frieden stören wollte.“

„O, Natalie,“ hauchte Marie, „wie groß und erhaben bist Du, bedenke ich meine Schwachheit. Deine Worte haben mich zermalmt, aber sie haben mich auch wieder zu mir selbst gebracht. Nicht wahr, Du bleibst mir mit kräftigem Rath stets zur Seite?“

„Ja, liebe Seele,“ sprach Natalie, ihre Freundin umfassend, „zähle auf mich im Glück und Unglück, und wenn ich manches harte Wort gesprochen, so bedenke, daß die wirksamsten Arzneien am schlechtesten schmecken.“

Noch waren die Mädchen damit beschäftigt, über das Männervolk, welches der unglückselige Krieg noch mehr verwildere, loszuziehen, als nach einem bescheidenen Anklopfen ein schöner, junger, kaiserlicher Offizier in das Zimmer trat, mit sol-

datischem Anstand höflich grüßte und nach dem Geheimen-Rath von Helfried frug. Natalie war bei des Fremden Eintritt, der, wie wir ohne Anstand wohl sagen dürfen, Niemand Anderes als Heinrich von Burgus war, sichtbar erschrocken. Nach einer kleinen Pause hatte sie sich jedoch bald aus ihrer Verlegenheit herausgerissen und bemerkte dem Offizier, daß der Vater vor zwölf Uhr nicht nach Hause kommen und am Besten gegen zwei Uhr zu sprechen sein werde.

Dieser mochte sich in der Gesellschaft der beiden schönen Mädchen recht behaglich fühlen, denn er frug, ob er die Ehre habe, die Fräulein des Herrn Geheimen-Raths vor sich zu sehen. Natalie klärte ihn mit wenigen Worten auf, und der Fremde entfernte sich hierauf mit der Bemerkung, daß er sich glücklich schätze, das Fräulein kennen gelernt zu haben und nannte seinen Namen und Stand.

Als die Mädchen wieder allein waren, sagte Natalie:

„Vertrauen um Vertrauen, Marie.“

„Wie so?“ entgegnete diese.

„Höre,“ fuhr Natalie fort. „Vor einigen Tagen begegnete mir der junge Offizier, welcher eben hier war, in der Stadt, wo ich mancherlei Einkäufe zu meines Vaters Geburtstage besorgte. Trat ich irgendwo in einen Laden, sicher war zwei Minuten darauf der Fremde auch da und kaufte bald dieses bald jenes. Auf meinem ganzen Wege verfolgte er mich, bis ich endlich glücklich dieses Asyl erreichte und meinem Planeten den Weg abschnitt.“

„Nun?“ frug Marie.

„Nun,“ fuhr jene fort, „seit dieser Zeit hält derselbe immerwährende Umzüge um das Rathhaus, und ich kann nicht anders denken, als daß der junge Herr sich die Zeit damit vertreiben will, mir seine Aufmerksamkeit zu beweisen.“

„Ein hübscher, schöner Krieger,“ sprach Marie.

„Ja, in Wahrheit,“ sagte Natalie erröthend, „er sieht etwas menschlicher aus, wie das andere Kriegsvolk, welches sich alle Mühe giebt, das Neuhere auf das Entsetzlichste zu verunstalten, um ja noch martialischer auszusehen. Doch mit dem Soldatenvolk ist nichts, keine bleibende Stätte, keine Ruhe und keine Rast, jedes Mädchen gefällt

ihnen, doch Treue haben sie für keines. — Aber lassen wir das jetzt, Marie. Wenn es Dir recht ist, machen wir einen kleinen Spaziergang an die Donaubrücke, um uns einen gesunden Appetit zu holen.“

Marie war einverstanden, und so verlassen wir jetzt die Mädchen, welche sich mit ihrer Toilette zur Promenade beschäftigten.

7.

Gegen die Mittagszeit fand heute ein großer Rath im kaiserlichen Quartiere statt, den wohl die Depeschen, welche Burgus mitgebracht hatte, veranlaßten. Wallenstein hatte sich absichtlich in dem Schreiben nicht völlig ausgesprochen, um den kaiserlichen Rath zu nöthigen, sich mit seinem Abgesandten vernehmen zu müssen, wodurch diesem möglich wurde, einen Blick in das Intriguengewebe zu thun, und seinen Herrn — und das war der Herzog in der That — mit richtigen Nachrichten zu versehen.

Zu dem Rathe, welcher für heute angefangen war, hatten sich versammeln müssen: Hans Ulrich von Eggenberg, wirklicher Geheime-Rath und Director des Geheimen-Raths, Jakob von Kyßl, Oberstallmeister und wirklicher Geheime-Rath, Geheime-Rath Graf Werdenberg, Geheime-Rath von Helfried, der Beichtvater des Kaisers, der allmächtige Jesuit Lamormain, Kriegsrath von Questenberg, ferner noch sechs Räte des Geheimen-Raths und vier Räte des Hofkriegsraths.

Nach eilf Uhr erschien der Kaiser Ferdinand II., ein Mann, in welchem eine kräftige Seele wohnte, und dessen Charakterfestigkeit glänzend gegen die Schwäche abstach, welche einen großen Theil der damaligen hohen deutschen Aristokratie verdunkelte. Er war beharrlich, voll persönlichen Muths und mit einem nicht alltäglichen Verstande begabt, aber dennoch unterlagen alle diese hohen Eigenschaften einem Fehler — der Bigotterie.

Nachdem der Kaiser unter dem üblichen Ceremoniell war empfangen worden und derselbe sich niedergelassen hatte, hieß er seine Räte dasselbe thun, und eine lautlose Stille trat sofort ein, als

der Geheime-Rath Helfried dem Kaiser einige Actenstücke vorgelegt und seinen Platz wieder eingenommen hatte.

Der Kaiser begann endlich in einer wohlgehaltenen Rede den Zweck des gegenwärtigen Reichstags auseinander zu setzen und bemerkte, wie wenig man dem Ziele näher gerückt sei. Besonderes Gewicht legte er darauf, daß man gänzlich den Punkt vernachlässige, wie es zu machen sei, daß der Krieg, im Fall — was leider in Aussicht stehe — kein sicherer Frieden zu Stande komme, mit besserer Ordnung und mit weniger Beschwerung der Unterthanen fortgeführt werden könne. Diesen Punkt hob der Kaiser besonders deshalb heraus, weil der Reichstag bis jetzt nichts Anderes, als ein endloses Klagen über die Bedrückungen der Wallenstein'schen Armee enthalte, aber doch noch Niemand eingefallen wäre, die Mittel anzugeben, wie man den Krieg auf eine andere Art führen könne.

Als der Kaiser geendet hatte, forderte er die Räte auf, ihre Ansicht auszusprechen, auf welche Art man dahin wirken müsse, wie am schnellsten der wahre Zweck des Reichstags erfüllt werde.

Nach einer kleinen Pause erhob sich der Jesuit Lamormain und bemerkte, daß für den Kaiser und sein erhabenes Haus der nächste zu erreichende Zweck der sei, die Wahl seines Sohnes zum römischen Könige durchzusetzen. Dieses sei aber nur möglich, wenn man den Klagen der Kurfürsten abhelfe, oder vielmehr, wenn man ihrer Forderung nachgebe und das Wallenstein'sche Heer entlasse.

Kriegsrath von Questenberg ergriff nun das Wort und schilderte getreu die Erpressungen und Bedrückungen, deren man die Wallenstein'sche Armee beschuldige, erinnerte aber daran, wie jeder Krieg ähnliche Uebel im Gefolge habe und es bei den großen und langen Kriegszügen nicht anders möglich sei, als das Heer auf diese Art zu verpflegen. Magazine und gefüllte Kassen, um Alles baar bezahlen zu können, seien allerdings besser, aber wie solche anlegen, woher Geld nehmen? — Als Questenberg den Eindruck bemerkte, welchen seine Rede hervorbrachte, fuhr er fort und entwickelte die wahren Gründe, warum man Wallenstein's Absetzung verlange. „Nicht die Be-

drückungen und Erpressungen sind es," begann er, „warum man den Herzog entfernen möchte, sondern man sieht mit Neid auf seinen Kriegsruf und die erhöhte Macht, welche er dem Kaiserhause wiedergegeben hat. Aber man entlasse heute Wallenstein, so bedenke man, daß durch die Entlassung dieser einzigen Person die Armee um sechszigtausend Mann vermindert wird, denn wer sollte die jetzt auf den Beinen stehende Armee von hunderttausend Mann bezahlen? — Ja, ich wiederhole es," fuhr Duestenberg seinen Freund vertheidigend fort, „man wird nicht allein sechszigtausend Mann entlassen, nein, sondern man würde sie unter den jetzigen Verhältnissen geradezu dem Feinde zusenden.“

Duestenberg setzte sich mit einer tiefen Beugung gegen den Kaiser, der, obgleich er das freundschaftliche Verhältniß kannte, welches zwischen dem Kriegsrath und seinem Oberfeldherrn stattfand, und daher wußte, daß der Erstere nicht allein als Rath, sondern auch als Freund gesprochen hatte, dennoch nicht umhin konnte, ihm im Stillen Beifall zu zollen.

Jetzt erhob sich der alte Hans Ulrich von Eggenberg und führte die Frage wieder auf den ersten Punkt, auf die Wahl des Kaisersohnes zum römischen Könige zurück, und erinnerte an den öffentlichen Ausspruch der Kurfürsten, daß an eine Einleitung zur römischen Königswahl nicht geschritten würde, so lange der Dictator des Reichs — so nannten sie Wallenstein — noch auf seinem Platze bleibe.

Der Kaiser wurde jetzt unwillig und frug heftig, ob die Kurfürsten glauben könnten, ihn mit ihrem Starrsinn zu zwingen? Der Jesuit Lamormain, der sich nicht so leicht einschüchtern ließ, antwortete darauf mit einem einfachen „Ja“. — „Denn," fügte er bei, „wenn Euer Majestät dem vereinigten Sturm aller Fürsten des deutschen Reichs, ob lutherischen oder katholischen, dadurch Troß bieten, daß Allerhöchstdieselben den Herzog von Friedland auf seinem Posten belassen, so dürfen Euer Majestät sicher darauf rechnen, daß die ganze hohe Aristokratie sich auf die Seite des Königs von Schweden schlagen wird, der bereits in das Reich einrückte und bis jetzt nicht gehörig gewürdigt ward.“

Völlig einverstanden hiermit war der Geheime Rath Jakob von Kyll, der besonders darauf hinwies, daß Baiern bereits mit Frankreich in Unterhandlungen stehe und daß Richelieu den schwedischen König gegen den Kaiser bewaffne.

„Ich sehe schon," begann der Kaiser, „es handelt sich nicht mehr um Gründe; die Gewalt der Umstände soll mir die Freiheit der Wahl entreißen, ich soll meine eigene Unmacht durch Wallenstein's Entfernung unterschreiben? Nein, Ihr Herren, noch giebt's einen Ausweg, einen gerade zum Ziele führenden.“

Die Rätthe waren Alle erstaunt, den Kaiser so sprechen zu hören, der jetzt befahl, den Wallenstein'schen Abgesandten zu holen, der auch bald darauf in der Person des Hauptmanns von Burgus in den Saal trat und sich vor dem Kaiser auf ein Knie niederließ, welcher ihm befahl, seinen mündlichen Bericht abzustatten.

Burgus erzählte nun, was wohl der Kaiser, aber seine Rätthe nicht wußten: Wallenstein sei mit achtzehntausend Mann kaiserlicher Völker in Eilmärschen nach Memmingen gezogen und habe in der Umgegend dieser freien Reichsstadt seine Truppen concentrirt. In einem, höchstens zwei Tagen, lasse er versichern, München zu nehmen — wenn es dem Kaiser belieben sollte — und drei Tage darauf könne er vor Regensburg stehen. „Der Herzog meint," fügte Burgus bei, „es sei nicht rätthlich, sich mit einer bloßen Demonstration lange abzugeben, denn wer lange drohe, den fürchte Niemand. Jetzt sei der Zeitpunkt gekommen, um einen Schlag auszuführen, jetzt, wo der ganze hohe Reichsadel in Regensburg sei, der nun selbst in die Grube fallen müsse, welche man dem Kaiser gegraben.“

Burgus hatte geendet und der Kaiser, welcher seine Entschlossenheit und Beharrlichkeit schon damals bewiesen hatte, als ihm die aufrührerischen Barone in seiner eigenen Hofburg umlagert und zugerufen hatten: „Ferdinand, willst Du unterschreiben!“ sah seine Rätthe der Reihe nach mit kaltem Ernst an. Manche von ihnen hatten Wallenstein's Erscheinen geahnet, aber sie glaubten nur an eine Demonstration, sie konnten nicht anders denken, als der Kaiser beabsichtige bloß zu drohen. Jetzt, als sie sahen, daß es blutigen

Ernst gelte, jetzt starrte ihnen das Blut, weil sie Alles gewärtigen mußten; denn wollte Wallenstein den Zweck, so war er um die Mittel nicht verlegen. Doch wagte Keiner zu sprechen, denn mit einem Worte des Widerspruchs konnte man den Kaiser zum Aeußersten bringen, jetzt wo er sich in dem Gedanken gefiel, die Reichsfürsten zur Willfährigkeit gegen ihren Herrn zwingen zu können. Vater Lamormain, die unglücklichen Folgen eines solchen Extremis berechnend, entweder für den Kaiser oder für die Kirche, gab daher jesuitisch seine Freude darüber zu erkennen, daß der Kaiser sich so unabhängig von den Reichsfürsten gemacht habe, nur sei zu wünschen, daß dem Rathe vergönnt werde, diesen Plan nach allen seinen Richtungen noch näher zu prüfen und Alles genau festzustellen, um sich nicht dem blinden Ungefähr anzuvertrauen.

Diese Rede, welche die besprochene Maßregel nicht geradezu billigte, andererseits aber eben so wenig verwarf, befriedigte den Kaiser, welcher den Räten aufgab, die Sache in nähere Erwägung zu ziehen, um in einer anderen Sitzung einen Entschluß fassen zu können, worauf er die Rathsversammlung für heute aufhob.

Als sich der Kaiser entfernt hatte, verließen auch bald die übrigen Räte den Saal, in welchem nur noch der Jesuit und der Geheime-Rath von Eggenberg geblieben waren. Dieser Letztere ergriff das Wort und sprach:

„Was halten Sie von dieser Sache, hochwürdiger Herr?“

„Längst ahnete ich dieselbe, denn die Wallenstein'schen Agenten hatten nie mehr Zutritt bei dem Kaiser als in letzter Zeit,“ entgegnete der Gefragte.

„Und Sie hintertrieben nicht?“ frug der alte Eggenberg unmuthig.

„Nein, denn das wäre höchst unklug gewesen. Je mehr sie glaubten, ich beachte ihre Wege nicht, desto offener handelten sie, desto leichter wurde es mir, ihr Spiel zu entdecken, welches ich jetzt völlig durchschaue.“

„Aber wie,“ frug der alte Geheime-Rath, „wenn sich Ferdinand in den Kopf gesetzt hat, auf diese Art durchzufahren, ist es nicht etwa zu spät, jetzt Gegenminen anzulegen?“

„Excellenz,“ erwiederte der listige Pfaffe lächelnd, „halten die Sache für zu wichtig. Der Kaiser ist zur Zeit völlig vergnügt, den Reichsfürsten Trost bieten zu können. Diesen Gedanken muß man ja nicht stören, denn er macht ihm zu große Freude; nur muß man ihm, ganz gleichgültig, aber auch die Rückseite des Wallenstein'schen Vorschlags — denn von dem allein kommt er her — betrachten lassen, und ich wette meinen erbärmlichen Kopf, er wird es bei der Demonstration bewenden lassen.“

„Glauben Sie wirklich, Hochwürdiger?“

„Sicher, denn ich kenne ganz genau Ferdinand's Mißtrauen, und was sein ganzer hoher Rath nicht erreicht, das erlange ich durch die Wirkungen des Argwohn's.“

„Fürwahr,“ entgegnete Jener, „ich bewundere Ihren Scharfsinn, und kann nur wünschen, daß wir kein Nachspiel zur Bartholomäusnacht liefern.“

Die Beiden trennten sich jetzt, und während der alte Eggenberg von des Tages Arbeit sich erholte, sah man den Jesuiten unverdrossen neue Arbeiten unternehmen, die wir sogleich erzählen werden.

8.

Der Weg führte den Jesuiten Lamormain Abends in's Kapuzinerkloster zu dem Vater Joseph, der, noch schlauer und heuchlerischer als der Jesuit, diesen glauben machte, daß er es in der That gut mit dem Kaiser meine. Der Vater war auch in Wahrheit ein so ausgelernter Lügner und Heuchler, daß er sich selbst während seiner ganzen Laufbahn nie von einem Anderen betrügen ließ.

Des Jesuiten Plan war, dem Vater entfernt anzudeuten, wie dem unfruchtbaren Reichstage schnell ein Ziel gesetzt werden könnte, ohne daß vielleicht eine Annäherung zwischen Frankreich und dem deutschen Kaiser stattgefunden hätte, eine Annäherung, die doch im Interesse Beider und der hohen Kirche läge.

Der Vater Joseph empfing seinen Gast mit

sichtbarer Freude und hörte dessen Auseinandersetzungen mit großer Aufmerksamkeit an. Sein scharfer Verstand sah richtig, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, etwas Entscheidendes herbeizuführen, und da er eine Nachgiebigkeit an den Tag legen wollte, welche aber mit der seitherigen Hartnäckigkeit nicht im Einklang gestanden hätte, so stellte er sich plötzlich äußerst nachdenkend, als Lamormain das Interesse der hohen Kirche berührte. Er sah sehr gut ein, daß nunmehr Bigotterie weiter führe, und so spielte er mit unachahmlicher Heuchelei den Candidaten des Heiligen-Kalenders, seine Lippen flossen über von der Sache Gottes und seiner geliebten Kirche, vom Wohle der Völker und dem Throne, und was derartige Redensarten mehr sind; dabei nahm er einen solchen Anstrich von Aufrichtigkeit an, daß der Jesuit Lamormain darüber staunte und sein Spiel für gewonnen hielt. Wir wissen nicht, ob Lamormain ein besserer Christ war, als der Kapuziner, aber an diplomatischen Fähigkeiten kam er ihm sicherlich nicht gleich, wie wir bald sehen sollen. —

„Da wir über diesen Punkt,“ sprach der Jesuit, „so gleicher Ansicht sind, so denke ich, Sie werden, frommer Bruder, Ihren Einfluß geltend machen, daß die Krone Frankreichs dem Kaiser nicht hindernd in Italien wegen der mantuaischen Händel in den Weg trete, indem sonst der Kaiser nicht im Stande wäre, dem Schwedenkönig, der mit gewaffneter Hand die Interessen der allein seligmachenden Kirche bedroht, kräftig entgegenzutreten zu können.“

„Die Gründe, Ehrwürdiger, welche Sie mir über diesen wichtigen Punkt darzulegen die Güte hatten,“ heuchelte Vater Joseph, „haben mich allerdings überzeugt, daß es eine gebietende Pflicht des allerchristlichsten Königs, meines hohen Herrn, ist, jetzt seines Landes Vortheile zu vergessen und nur an jene unserer geliebten Kirche zu denken, das heißt, sich für jetzt nachgiebig gegen den Kaiser zu zeigen.“

„Ihr verdient auch den Segen der Kirche!“ rief der Jesuit voll Entzücken aus.

„Dessen ich schlechter Knecht nicht würdig bin,“ heuchelte der Kapuziner. „Doch,“ fuhr er fort, „Sie werden, ehrwürdiger Bruder, wohl einsehen,

daß Seine allerchristliche Majestät von dem aufrichtigen Gefühle des Kaisers Ferdinand für die Kirche auch verlangen werden, dem Wunsche des ganzen deutschen Reiches nachzugeben und des Herzogs von Friedlands Herrschaft, die man bei aller Rücksicht denn doch keine christliche nennen kann, ein Ende zu machen.“

„Ich glaube nicht zu irren, wenn ich dieses Ende in nahe Aussicht stelle,“ bemerkte der Jesuit; „doch Ihr verhehlt Euch das selbst nicht, es muß der Kaiser wünschen, daß, ehe er einen so wichtigen Schritt thue, er von Frankreichs guten Absichten durch die That überzeugt werde.“

Der Vater, welcher gewohnt war, seine Zwecke stets mit Beharrlichkeit zu verfolgen, welche durch nichts abgelenkt werden konnte, war nie verlegen, wenn es sich um die Mittel handelte, schnell ein Ziel zu erreichen. Die Gelegenheit war günstig, und daher zögerte er auch keinen Augenblick, ein solches zu ergreifen, wenn es auch das niederträchtigste war.“

„Ich darf Euch,“ antwortete er daher dem Jesuiten, „wohl gestehen, daß die Gesandtschaft bevollmächtigt ist, dem Kaiser in Italien freies Spiel zu lassen und deswegen den nöthigen Vertrag abzuschließen, wenn der Kaiser in Wallenstein's Absetzung willigt.“

„Noch heute soll hierüber ein gültiger Entschluß gefaßt werden,“ sprach feurig Lamormain, „und ich zweifle nicht, daß Seine Majestät meinen unterthänigsten Vorschlägen geneigtes Gehör angedeihen lassen werden.“

„Wenn dem so ist,“ entgegnete Vater Joseph, „so werde ich besorgt sein, daß der Vertrag wegen der mantuaischen Angelegenheit ungesäumt ausgefertigt werde und die nöthigen Verhandlungen zu jeder Stunde beginnen können.“

„Gottes Segen über unser Werk,“ heuchelte der Jesuit, und entfernte sich, um durch frommes Gebet, wie er sagte, sich auf die Unterredung mit dem Kaiser vorzubereiten. Vater Joseph aber sprach: „Durch weltliche Geschäfte abgehalten, versäumte ich heute ein Paternoster, ein schweres Vergehen; ich gehe, es durch einige hundert Geißeliebe abzubüßen.“

Wir wissen nicht, welcher von den beiden Ordensbrüdern dieses Mal mehr heuchelte als der

Andere; so viel können wir nur sagen, daß, als es kaum zu dunkeln anfing, Vater Joseph zu de Brülart eilte, um ihn mit dem Vorgefallenen bekannt zu machen. Der Gesandte war in der That im höchsten Grade erstaunt, als er die Erzählung des Kapuziners und die von ihm gemachten Versprechungen anhörte, denn, wir können es wohl gestehen, die französische Gesandtschaft hatte auch nicht die geringste Vollmacht, einen solchen Vertrag, wie ihn Vater Joseph und Lamormain mit einander besprochen hatten, abzuschließen.

De Brülart erschreckte in Wahrheit vor dem Gaunerstreiche, welchen der Vater auszuführen gesonnen war, und den er, da er ihn sich vorgenommen hatte, auch ausgeführt wissen wollte. Vergebens machte ihm der Gesandte die Vorstellung, daß der Cardinal diesen Vertrag nie ratificiren werde, und daß durch eine Nichtigerklärung desselben der Name der Gesandtschaft compromittirt werde. Der Vater lachte ihn aus, behauptend, derjenige sei in der Diplomatie compromittirt, welcher sich überlisten und hintergehen lasse, aber nicht Jener, welcher seinen Gegner am Narrenseile herumführe.

Wir sehen, de Brülart's Ansichten von Ehre und Ehrenhaftem waren sehr von jenen des frommen Vaters verschieden, und er weigerte sich entschieden, zur Arglist des Kapuziners mitzuwirken. Dieser sah sich jetzt genöthigt, von der für besondere Fälle von dem Cardinal erhaltenen Vollmacht Gebrauch zu machen, und mit jener teuflischen Ruhe, gepaart mit einer satanischen Bosheit, überzeugte er jetzt den Gesandten, daß es des Cardinals Wille sei, daß jenes Trugstück zur Aufführung komme. In jener Zeit gab es aber gegen jenes Allgewaltigen Befehle keine Widerrede, viel weniger einen förmlichen Ungehorsam, und der Gesandte mußte sich, wohl oder übel, entschließen, auf die Ideen des Pfaffen einzugehen. Da jedoch dieser die Abneigung des Gesandten gegen das Geschäft zu deutlich sah, so gab er ihm den wohlmeinenden Rath, sich durch angebliche Krankheit den bevorstehenden Unterhandlungen zu entziehen. Er besürchtete mit Recht, der Gesandte könne wegen Mangel an Verstellungsgabe sich verrathen, und dann wäre ja der Kapuziner der betrogene Theil gewesen.

De Brülart willigte gerne ein und überließ dem Vater das Feld, auf welchem er sich nun mit der Schlaueit des Fuchses bewegte und seine Gegner, welche ihn zu betrügen wähnten, hinter's Licht führte.

Beide, Vater Joseph und de Brülart, waren noch im Gespräch begriffen, als sie über sich ein Geräusch hörten; gleich darauf fiel durch eine kleine Oeffnung, die sie jetzt erst beachteten, ein kleiner hölzerner Ring, der wohl an ein altes Spinnrad gehören mochte, in den Saal herab, und ein erneuertes Geräusch, welches aber nur von kurzer Dauer war, ließ sich vernehmen.

Beide konnten sich anfänglich diesen Lärm an dem unbewohnten Orte nicht erklären, doch meinte de Brülart, es werde eine Kage sein. Vater Joseph theilte diese Ansicht nicht, und fand es schon der Mühe werth, nachzusehen. Kaum war er in den Gang getreten, so hörte er eilige Tritte, welche an der hinteren Treppe herunter kamen, und bei dem düsteren Lampenschein sah er eine kleine Gestalt schnell über den Gang schlüpfen und die Treppe einschlagen, welche nach dem uns bekannten eisernen Thürchen führte.

Ehe wir hier in unser Erzählung fortfahren, müssen wir noch Einiges nachtragen. An dem Abende des Tages, von welchem wir sprachen, war es dem herzoglichen Astrologen Zenno gelungen, sich in der Kleidung eines Doctors der Rechte in das Rathhaus durch eines der bei Tage offenstehenden Seitenpförtchen einzuschleichen. Der Zufall wollte, daß ihn Niemand sah, und so zögerte er nicht, sich immer höher zu wagen und wieder jenes Kabinet zu betreten, in welchem wir ihn mit Joseph Maier schon auf der Lauer sahen.

Die Gelegenheit war ihm dieses Mal günstig, denn er hatte nicht lange gewartet, so wurde er Ohrenzeuge jenes Gesprächs zwischen de Brülart und dem Vater Joseph, welches ihm den Plan von Wallenstein's Absetzung und den Betrug enthüllte, welchen der Kapuziner dem Jesuiten zu spielen gesonnen war. Da die Stimmen der Sprechenden oft so leise wurden, daß der gelehrte Astrolog wenig davon hören konnte, so entschloß er sich, langen Wegs sich auf den Boden zu legen, um das Ohr ganz in die Oeffnung hinein-

bringen zu können. Ohne Unfall war ihm dieses gelungen, aber als er die Unterredung beendet glaubte und wieder aufstehen wollte, rutschte er aus, wollte sich heben, erfaßte in der Dunkelheit ein altes Spinnrad, von welchem sich eine Spule lösmachte und durch die Oeffnung hinabfiel.

Zenno war nun augenblicklich auf den Rückzug bedacht, den er schleunigst ausführte, ohne sich lange damit zu beschäftigen, die Thüre zu schließen. Die kleine Treppe hinab eilend, konnte er nicht befürchten, Jemanden zu begegnen, und so wäre es ihm auch wahrscheinlich gelungen, völlig unbemerkt aus dem Rathhause zu entkommen, wäre er leisen Schrittes dem kleinen Pförtchen zugegangen. Furcht und Schrecken hatten sich aber seiner bemächtigt, und sein einziger Gedanke war, in das Freie zu kommen. Durch den eilenden Schritt war der Kapuziner aufmerksam geworden, an der Haupttreppe stehen geblieben, und sah so die kleine Gestalt Zenno's, als er über den mittleren Gang der untersten Treppe zueilte.

Der Vater rief nun „Halt“, aber Zener, den Vortheil des Vorsprungs gewahrend, stürzte im wahren Sinne des Wortes die Treppe hinab, öffnete, noch ehe der Vater an eine Verfolgung dachte, die kleine eiserne Thüre, und lief in eines der nächsten kleinen Gäßchen, welches so dunkel war, daß er schnell den Blicken der Nacheilenden entchwand.

Bei nur einiger Geistesgegenwart hätte der kleine Gelehrte einsehen müssen, daß er am klügsten verfahren wäre, die eiserne Thüre zu schließen, und so vorerst seinen Verfolgern den Weg abzusperren, die, bis sie den Umweg durch das große vordere Thor gemacht haben würden, auch jede Spur verloren hätten. Der sonst so kluge Zenno ließ aber in seiner Herzensangst den Schlüssel stecken, und begnügte sich damit, die Thüre zuzuschlagen.

Der Kapuziner hatte alsbald einen großen Lärm gemacht. Bediente der Gesandtschaft kamen von allen Seiten herbei und drangen nun durch das kleine Pförtchen in's Freie, wo sie Niemanden mehr sahen, aber doch noch die Schritte eines rasch Forteilenden hörten. Indessen die Die-

ner die Verfolgung übernahmen, inspicierte Vater Joseph die fragliche Thüre und fand den verhängnißvollen Schlüssel.

Bald kam die Dienerschaft, ohne etwas erspähet zu haben, von ihrer Verfolgung zurück. Die Dunkelheit, die Kreuz- und Querstraßen dieses Stadttheiles, hatten ihr unmöglich gemacht, den Fliehenden einzuholen, dessen Spur sie bald verloren hatten, und der auch bereits wohlbehalten in sein unansehnliches Quartier eingelaufen war.

Das Lärmen und Schreien hatte alle Bewohner des Rathhauses in Alarm gesetzt, wo nun der Kapuziner die eifrigsten Nachforschungen anstellte. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß der an der Thüre befindliche Schlüssel wirklich zu derselben gehöre, begab er sich in den obersten Stock und entdeckte bald das bewußte Kabinetchen, von welchem aus sein Gespräch mit de Brülart belauscht worden war. Seine Vermuthung, daß der aufgefangene Schlüssel ein Hauptschlüssel sein müsse, bestätigte sich, als er ihn an der Thüre probirte, welche in den Saal des städtischen Archivs führte. Es kam ihm kein anderer Gedanken, als daß der Entflohene ein kaiserlicher Spion sei, welcher die geheimen Pläne der französischen Gesandtschaft habe erforschen wollen.

Der Kapuziner war außer sich vor Wuth, er sah schon sein ganzes Spiel verrathen, er sah sich zum erstenmale überlistet, betrogen, er durfte dem Cardinal nicht mehr unter die Augen treten, wenn der kaiserliche Rath in den nächsten Tagen seinen wohlangelegt gewesenen Gaunerstreich veröffentlichen würde.

Nach einiger Ruhe gewann er wieder Fassung über sich selbst, und Niemand sah ihm an, daß seine Existenz auf dem Spiel stehe. Vor Allem ließ er den Aufseher des Rathhauses kommen und befahl ihm, den Schlüssel zu der eisernen Thüre und zu dem städtischen Archiv zu bringen. Nach langer Nachsuchung wurde aber nur der eine gefunden, der andere nicht. Vater Joseph zeigte nun den in Besitz habenden, und der alte Meiningen erkannte ihn alsbald für jenen, den er in Verwahrung hatte. Der alte Mann, welcher gar keine Ahnung hatte, auf welche Art man ihm den Schlüssel entwendet, und bis jetzt einen Ein-

bruch vermuthet, sah bald ein, welche Verantwortlichkeit man ihm zuschieben würde, und den Einfluß des Kapuziners kennend, betheuerte er ihm seine Unschuld.

(Fortsetzung folgt.)

B e t r a c h t u n g e n .

I.

Hoch quoll das Grün aus Flur und Bäumen,
Die Erde prangt', ein Festaltar,
Und Flügelvolk in süßen Träumen
Umgaukelte der Blumen Schaar.
Zum klaren Blau der Himmelslocke
Stieg Weihrauchdunst und Berchendanf,
Indes der Schnee der Blüthenflocke
Schon fruchtverkündend niedersank.

Wie der Gefang'ne aus der Klause,
Der Schlafende aus schwerem Traum,
Bricht plötzlich aus dem nahen Hause
Ein Mensch in diesen Friedensraum.
Scheu wendet er zurück die Blicke,
Gitt schneller dann, von Schreck durchbligt,
Dahin, wo vor des Hauses Lücke
Die Laubewand sein Auge schügt.

Doch fruchtlos, denn im Herzensgrunde
Braust fort der Zwist, der ihn vertrieb,
Sein Herz steht mit dem Hauf' im Bunde,
Die er geflohen, bleibt ihm lieb.
Obschon entstellt durch Zornesflammen,
Ist's noch ihr trautes Angesicht,
Dasselbe, das mit ihm zusammen
Ein Zauber unerklärbar flicht.

Statt stiller, wird sein Sinn nur wilder
Inmitten solcher Lieb' und Lust,
Denn zum Empfang der Friedensbilder
Fehlt ihm der Spiegel in der Brust;
Die ist der Kampfplatz trüber Wogen:
„Wem,“ tobt er, „wem gehört der Sieg?

Ist Lieb' ein heit'rer Friedensbogen,
Oder ein sturmvoll düst'rer Krieg?“

Soll er hinwegziehn, soll er bleiben?
Heißt seiner finst'ren Frage Kern;
Da will das Herz zurück ihn treiben,
Allein der Kopf murt: Ewig fern!
Und kaum hat sich sein Fuß erhoben,
Um dieser Weisung nachzugehn,
So sieht ein Götterweib von oben
Erschüttert er schon vor sich stehn.

In ihres Auges Wunderklarheit
Ist eins die Rose mit dem Dorn,
In ihrer Thräne tiefer Wahrheit
Schmilzt schön zusammen Lieb' und Zorn.
Des Zornes Gluth lieh ihrem Lieben
Erst jene göttliche Gewalt,
Sie ist's, dem Trauten nachgetrieben,
Dieselbe, der sein Zürnen galt.

Sein Arm erhebt sich, wie der ihre,
Sich schmiegend um den holden Leib,
Ein Blick vereint zwei Liebeschwüre,
Der jauchzt: Auf ewig Mann und Weib!
„Was ist's, das uns zusammenbindet?“
Frohlocken Beide, sie und er,
Und da sich keine Antwort findet:
„Wir bleiben unser! Braucht es mehr?“

Was gründet Liebe? Diese Frage
Lönt rastlos fort von Pol zu Pol,
Die Antwort auch, nur auf der Wage
Erscheint sie immer leicht und hohl.
Bald heißt es gleiches Geistesstreben,
Bald Sinnendrang, bald Sympathie,
Doch wie wir auch die Antwort geben,
Erschöpft sie die Frage nie.

Mocht' Aug' und Sinn und Seele walten,
Als euer Herz zum Wählen schritt,
Im Bund' ist doch nicht Kraft und Halten,
Fehlt ihm der echte Liebeskitt.
Und dieser Kitt, woraus besteht er?
Aus des Magnetes Element,
Aus einer Strömung, einem Aether,
Die kein erschaff'nes Wesen kennt!

2.

Nennt Aberglauben das, ihr Weisen,
 Ich rechte drüber nicht mit euch.
 Der Erste bin ich, euch zu preisen,
 Als unsern Schmuck im Lebensreich.
 Was wär' die Erd' ohn' euer Schaffen,
 Ohn' euer Senkblei und Gewicht?
 Ein dunkles Labyrinth voll Affen,
 Euch dankt allein sie Maas und Licht.

Euch danken wir die treue Führung
 Bis in die Tiefen der Natur,
 Und schau'n an eurer Hand voll Rührung
 Das Kunstgebäu der Weltenuhr.
 Ihr wißt den Sitz der kleinsten Räder,
 Und wie in's Ganze Alles greift,
 Nur bis zu der Belebungsfeder
 Ist euer Wissen nicht gereift.

Uns Allen fehlt hier Maas und Wage,
 Wie für Magnets- und Liebeskraft,
 Und Vieles, was, vom ird'schen Tage
 Entfernt, Natur im Innern schafft,
 Vergönnt mir drum des Traum's Erquickung,
 Der meine Seele froh durchglüht,
 Daß nichts sich der allmächt'gen Schickung
 Von allem Lebenden entzieht;

Daß jene Feder, so die Sonnen
 Und deren großen Lauf belebt,
 Sogar dem Sturm, zum Heil, mit Wonnen
 Und Weh den Lebenstag durchweht;
 Daß Gott sie ist, der nicht das Ganze
 Mechanisch bloß hält und bewegt,
 Der, was da lebt, selbst Stein und Pflanze,
 Am treuen Vaterherzen pflegt.

Daß Krieg und Hader, wie sie wüthen,
 Und unsre Kurzsicht ihnen flucht,
 Vor seinem Aug' ein Kranz von Blüthen,
 Mit Aussicht auf die schönste Frucht;
 Daß selbst die grellsten Dissonanzen
 Sich lösten uns in Harmonien,
 Wär' uns zum Ueberschau'n des Ganzen
 Schon hier der freie Blick verliehn;

Daß Gott und Mensch und Welt zusammen
 Aus Einem Strome nur bestehn,

In dem, verklärt durch heil'ge Flammen,
 Unmöglich nichts, als — untergehn;
 Daß, wenn uns einst die ird'sche Schranke
 Vom Geistesblick der Tod zerschellt,
 Vor Gottes Liebe der Gedanke
 Beschämt in Demuth niederfällt.

Wär's auch nur Traum, was zu bezweifeln,
 Ich halt' ihn fest mit frommer Lust,
 Er kann den besten Balsam träufeln
 In die dem Brechen nahe Brust.
 Schon oft ward sie dem Harm zu Raube,
 Wenn ihr in Nichts der Glaube schmolz.
 Vielleicht hat doch mein Aberglaube
 Mehr Sinn, als manches Glaubens Stolz.

Friedrich Laun.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Graz im Februar.

Mein voriger Artikel in der „Abendzeitung“ machte hier in Graz eine unbeschreibliche Sensation. — Das Exemplar, worin mein Aufsatz abgedruckt war — und welches als das einzige in ganz Graz im hiesigen Lesevereine zum Lesen aufliegt — wurde Tags darauf von der Polizeibehörde confiscirt, um doch den frommen Grazern wegen der darin enthaltenen Wahrheit in Betreff unseres würdigen Bischofs kein Aergerniß zu geben; — allein wie gewöhnlich kam auch diesmal die löbliche Polizei zu spät, denn der Aufsatz, welchen kein vernünftiger Mensch als unwahr bezeichnen kann, circulirte bereits in vielfältigen Abschriften in unserer Stadt. — Gleich darauf kam in dem von dem geistreichen Schriftsteller E. M. Dettinger redigirten „Charivari“ ein kleiner Auszug von meinem Artikel, wo Hr. Dettinger in einer beigefügten Anmerkung sagt, daß trotz des Bannfluches, welcher in Oesterreich über sein Blatt ausgesprochen ist und welchem erbaulichen Beispiele Rußland, Baiern, Hessen, Hannover u. s. w. folgte — das Journal dennoch glänzend fortbesteht, und somit den unumstößlichen Beweis für die Gediegenheit seines Blattes liefert. — Wir sind mit Herrn Dettinger vollkommen einverstanden, denn sein Journal ist ungeachtet des Verbotes in Oesterreich noch immer sehr zahlreich verbreitet, und mir fällt hierbei eine lu-

stige Geschichte ein, welche darin besteht, daß ich eines Tages einen Freund besuchte, und obwohl ich gewiß wußte, daß er zu Hause ist, die Thüre dennoch verschlossen fand. Schon wollte ich mich hierüber beleidigt entfernen, als die Thüre aufging und mich mein Freund zu sich rief. — „Was Teufel treibst Du denn bei verschlossener Thüre?“ fragte ich verwundert, als ich in das Zimmer trat und ihn wider mein Erwarten allein sah — er aber blickte scheu um sich und flüsterte: „Bst! bst! lieber Freund — sei nicht ungehalten, denn ich las den Leipziger „Charivari“, und da weißt Du ja, daß ich mich dabei immer einsperre!“ — Gott ist groß! sagt irgend ein türkischer Philister — und die löbliche Polizei wird doch häufig hinter's Licht geführt! Keine Zauberei — bloß Geschwindigkeit.

Wenn aber schon einmal ein Verbot über Journale bestehen soll, welche mit dem Zeitgeiste fortschreiten, den Zopf und die Perrücke verlachen und unserem Jahrhundert nicht mehr anpassend finden, so soll dieses Gesetz doch für die ganze Monarchie bestehen, und nicht bei Provinzen eine Ausnahme gemacht werden, welche gerade als lammsfromm nicht bekannt sind, und wo tumultarische Bewegungen bei Landtagen, Volksversammlungen u. s. w. an der Tagesordnung sind. So dürfen z. B. im Königreiche Ungarn alle in den deutschen Erbländern streng verbotenen Zeitschriften öffentlich in Kaffee- und Gasthäusern zu Jedermanns Gebrauche aufliegen, während man bei uns in dem stiefmütterlich behandelten Deutsch-Oesterreich nicht einmal ein in Pesth erscheinendes ungarisches Journal wie „Pesti-Hirlap“, „Ponderü“ u. s. w. ohne Censurbewilligung halten darf. Ich frage: und muß ein solch' unrechtliches Gesetz nicht jeden Gebildeten und Vernünftigen empören, und sinkt es in den Augen des Plebs nicht zur Karikatur herab?! — — Doch genug von diesen alten, ewig eiternden Wunden, die schwerlich einer baldigen Heilung entgegensehen, wir werden sie durch unsere freimüthigen Ansichten leider nicht verharrschen machen, denn der Wahlspruch Oesterreichs war und ist noch immer: „Lassen wir's beim Alten!“ —

Der verflossene Carneval brachte uns eine Menge glänzender Bälle und langweiligerer Soiréen, wo es bedeutend nach aristokratischem Pat-chouly duftete und wo ein armes Menschenkind, das vor seinem Namen nicht das Wörtlein „von“ mittelst Diplom authentisch beweisen konnte, wie ein wildes Thier gar nicht zugelassen wurde. — Dumm, lächerlich und traurig, aber wahr! Vor dem Carneval waren die beiden Tausendkünstler Döbler und Bosko hier, welche ganz erstaunliche Kunststücke machten, daß die Grazer vor Verwunderung Mund und Nase aufsperrten. Besonders machte Bosko ein Stückchen, welches die ganze Stadt in Erstaunen setzte und an das Unglaubliche grenzt. Er zeigte nämlich dem Publikum zwei Gänse-

eier und legte sie in eine Wiege, worauf eine Grafenkrone prangte. Bosko schwang seinen Zauberstab, eins, zwei, drei! und siehe da: nach Verlauf von zwei Minuten stieg aus dem einen Ei ein milchbärtiger Junge in Offiziersuniform, und aus dem andern ein gar wunderholdes Mägdelein, welches Pärchen, kaum geboren, sich allsogleich heirathete. Das Publikum aber lachte schallend auf und rief unzählige Male: Bravo! bravissimo! — Tags darauf soll ein Graf d'D. Herrn Bosko auf Pistolen gefordert haben; der Zauberer schlug ihm aber vor, sich lieber auf einer Kindertrompete zu Tode zu blasen, und als dieses der neugeborne Duellant nicht eingehen wollte, weil ihn seine Lunge noch zu unausgebildet dünkte, sprach Bosko sein: „Spiriti infernali adjudali mi“ — und husch — war der Tausendsassa verschwunden.

Unser Theater besleißt sich noch immer, in der Schlechtigkeit eine Virtuosität zu erringen, daher kein weiteres Wort darüber — wir wollen nur flüchtig bemerken, daß Hr. Director Remark der Teufel hollen soll.

Zum Schlusse noch eine ganz artige Geschichte. — In dem nämlichen Städtchen Obersteiermarks, aus welchem wir lezthin die erbautliche Begräbnishistorie des sich selbst entleibten Offiziers berichteten, trug sich, wie wir aus zuverlässiger Quelle erfuhren, mit dem dort domicilirenden Schriftsteller Hr. A. C. Wiesner — der, wenn ich nicht irre, auch früherer Zeit Mitarbeiter der geschätzten „Abendzeitung“ war — folgende Thatsache zu. Wiesner, der eine Militairanstellung bekleidete, wollte unlängst einen Band Gedichte, welcher schon in mehreren österreichischen Journalen angekündigt war, herausgeben; allein zu seinem nicht geringen Befremden wurde ihm die Veröffentlichung derselben von seiner Behörde untersagt, so wie auch sein aus dem Französischen übersehtes Drama: „der Thurm von Nese“, nicht zur Aufführung gelangen durfte. Uns ist dieser Fall um so mehr unbegreiflich, da die Gedichte mit österreichischer Censur gedruckt — und das Bühnenstück in Wien aufgeführt werden sollte. Der Verfasser, darüber im höchsten Grade indignirt, soll bereits um seine Entlassung aus der Militairbranche angesucht haben. — Was sagt das liebe Deutschland zu dieser Geschichte?

Sonst ist nicht viel Neues in dem lieben Graß oder Gräß; bloß der geistreiche (?!!) Hr. Ostfeller, der sich alle Sonntage auch Hr. Professor tituliren läßt, ist noch immer Redacteur der „Stiria“. Merkwürdig, aber wahr!!

Aus Wien im Januar.

Beginnen wir wie gewöhnlich der legitimen Rangordnung nach mit dem

Hofburgtheater.

Auch in diesem Monat wieder wurde die Thätigkeit der Theaterreferenten von unserem ersten Theater nicht sehr in Anspruch genommen. Nur zwei Besuche ex officio in einem Monat, — die Anstrengung ist wahrlich nicht zu groß. Und selbst von diesen zwei Besuchen hätte man noch einen sparen können, denn nachdem Mad. Haizinger bereits voriges Jahr im Josephstädter Theater in der „Frau vom Hause“ gastirte, und das Stück später noch mit anderer Besetzung gegeben wurde, war es wohl kaum eine Novität zu nennen, als dieses Stück zu dem ersten Debüt der gefeierten Künstlerin auch auf dem Hofburgtheater in Scene ging. — Bei der Erwähnung dieser „Frau vom Hause“ ein kleines Hiftörchen von der Beachtung literarischen Eigenthumes. — Das Stück wurde, wie wir sagten, schon im vorigen Jahre, als Mad. Haizinger hier gastirte, im Josephstädter Theater gegeben, und zwar zuerst bei Gelegenheit einer Wohlthätigkeitsvorstellung, und dann noch einige Male auch mit einer andern total mißglückten Besetzung der Rolle, welche von Mad. Haizinger ganz vortrefflich gegeben worden war. Da nun das Stück, dessen Verfasserin Pauline Berner in Berlin ist, noch Manuscript war, wird es Jedermann, der vom Bühnenwesen einige Kenntniß besitzt, begreiflich finden, daß Herr Pokorny wegen des Honorares für das auf seiner Bühne gegebene Stück angegangen wurde. Glauben Sie aber, daß er sich dazu sogleich bereit erklärte? Bewahre! Er verweigerte es mit der Ausflucht, er habe das Stück von Mad. Haizinger erhalten und zu einem wohlthätigen Zwecke gegeben. Das erste Mal war dies freilich geschehen, aber die andern Male, selbst bei einer Besetzung ohne Mad. Haizinger, ließ Herr Pokorny ganz außer Acht. Daß dies aus Unredlichkeit geschehen, um die Verfasserin um den wohlverdienten Ehrensold zu prellen, wollen wir keineswegs behaupten, denn Herr Pokorny ist ein Ehrenmann, und wenn bei seiner Bühne durch ihn selbst oder ohne sein Wissen etwas geschieht, was man einem andern Director, dessen Ruf weniger begründet ist, als Unredlichkeit auslegen würde, so muß man das bei ihm jederzeit dem Umstande zu Gute halten, daß er in der Directionsführung noch zu unerfahren ist, um die Rechte zu kennen, die dem dramatischen Schriftsteller zustehen, die, Gott sei es geklagt, noch immer sehr beschränkt sind, in einem Falle wie der vorliegende aber doch hingereicht hätten, der Ull. Pauline Berner die ganze Einnahme für das auf widerrechtlichem Wege zur Aufführung gebrachte Stück auf gerichtlichem Wege zuzusprechen. — Der „Ungar“

(eine in Pesth erscheinende Zeitschrift) würde vielleicht sagen: Ein Stück durch eine Wohlthätigkeitsvorstellung zum eigenen Gebrauch zu erwerben, das ist wieder so eine Pokorny'sche Wohlthätigkeits-Spekulazi; wir aber sind weit entfernt, Herrn Pokorny so etwas zuzutrauen, sondern entschuldigen das, was man bei einem Andern Unredlichkeit nennen würde, unbedingt mit Unwissenheit oder Unkenntniß der Bühnenverhältnisse. — Wenden wir uns nach dieser etwas langen Abschweifung nun wieder zu den Burg-Novitäten, so müssen wir mit Betrübniß des gänzlichen Mißsicks erwähnen, welches die zweite machte, — Dehlenschläger's Dina. Lassen wir sie, aus Achtung vor dem Namen des Dichters, in ihrem Grabe ruhen.

Im Kärnthnerthortheater

fand diesen Monat ein Ereigniß Statt, denn als solches verdient es bezeichnet zu werden, daß Marschner zum ersten Male auf diese Bühne gebracht wurde. — Marschner, einer der wenigen Componisten von Namen, die Deutschland jetzt besitzt, hatte sich bisher der Ehre noch nicht zu erfreuen gehabt, daß die erste deutsche Opernbühne, wie sich das Kärnthnerthortheater so gern nennen läßt, eine seiner Opern, auf vielen andern Bühnen heimisch und stets gern gehört, zur Aufführung brachte. Sein Hans Heiling machte den Anfang und — fiel durch! — Ja, es ist nicht anders, aber bei der mangelhaften Besetzung durch das „zweite Glied“ und bei theilweiser Verstümmelung und gänzlich verfehlter Inszenesetzung konnte es nicht anders sein. Die Schmach dieses Durchfalles trifft nicht den Componisten, sondern lediglich das Institut, welches ihn verschuldete. —

Außerdem läßt sich von diesem deutschen Hofoperntheater nur noch berichten, daß David und Bixtemps darin concertirten, und daß eine sehr mittelmäßige französische Schauspielergesellschaft durch ihre Leistungen wie durch ein erbärmliches Repertoire wöchentlich einige Male die Räume dieses Theaters in eine Einöde verwandelt.

Das Theater an der Wien

machte in diesem Monat einen besondern Glücksschub durch das Gastspiel Pischel's, der einen wahren Enthusiasmus erweckte und die vielfassenden Räume dieses Theaters im eigentlichsten Sinne des Wortes überfüllte, so oft er sang. Er trat im Nachtlager und in den Puritanern auf, und versetzte die unzähligen Zuhörer jedes Mal in eine Art von Tramontane. — Der Freischütz wurde mit theilweis anderer Besetzung gegeben, indem statt der Frau von Frank-Wirnsper Ull. Bergauer die Agathe, und statt des Herrn Mertens Herr Behringer — auch Herr Gehrer, den Max sang; aber der Versuch mißglückte, und schnell mußte man zu der alten Besetzung zurückkehren, namentlich aber zu der der Agathe, denn Frau von

Frank-Wirner hatte so entschieden und so durchgreifend gefallen, daß eine andere Besetzung ihrer Parthie nur als eine Ungeschicklichkeit bezeichnet werden kann. — Die drei Tenoristen Mertens, Behrer und Behringer möchten, zusammengeschmolzen, vielleicht einen ganz leidlichen abgeben, einzeln aber sind sie sehr wenig, und der von früher engirte Herr von Westen kann sich in vieler Beziehung dreist mit ihnen messen. — Ull. Treffz, im Anfange so sehr Alles in Allem, daß sie den liebenswürdigen Sängerepaunen den Zügel ganz frei schießen lassen konnte, muß sich schnell von ihrer Entbehrlichkeit überzeugt haben, da sie seit geraumer Zeit ganz unbeschäftigt ist.

Das Schauspiel dieses Theaters brachte zwei Neuigkeiten an einem Abend: „Der Korporal“ und „Der Verstorbene“, beide durch Beckmann's vortreffliches Spiel gehoben. Wäre Er aber nicht, so könnte man wirklich eine Schauspielvorstellung dieses Theaters kaum ansehen, denn das Gesamtpersonal steht dem einer jeden kleinen Provinzialbühne nach, ist selbst in Hauptfächern voller Lücken oder unter aller Würde besetzt, und wenn auch einzelne — sehr wenige — gute Schauspieler darunter sind, so muß man daneben so viel Mittelgut und Ausschuß mit hinnehmen, daß einem jeder Genuß verbittert wird. — Man sieht zwar auf diesem Theater sehr selten ein Stück von einem ausländischen Dichter, gäbe aber ja einmal einer, verleitet durch die Unkenntniß der hiesigen Verhältnisse, d. h. der gänzlich ungenügenden Darstellungskräfte, so wäre er nur zu bedauern, denn sobald keine Rolle für Beckmann darin ist, und dieser somit zum Träger des Ganzen gemacht wird, könnte es als ein Wunder betrachtet werden, wenn das Stück nicht durchfällt, und wäre es auch an und für sich so gut, daß es nur einer leidlichen Besetzung bedürfte, um den Beifall des Publikums zu gewinnen.

Das Theater in der Josephstadt

machte seinem alten Rufe und Systeme auch in diesem Monat wieder Ehre, indem es am 10. in dem komischen Lokalgemälde: Er ist verheirathet eines der mattesten, erbärmlichsten Nachwerke zur Darstellung brachte, welche je über die Bretter gingen, kurz, ein Stück, welches unter allen Directoren der Welt gewiß einzig und allein nur Herr Pokorny seiner Bühne für angemessen und würdig erachtete. — Herr Feichtinger, der als Komiker auf gleicher Höhe mit dem Stücke steht, beschenkt uns zu seinem Benefiz mit dem Wechselbalge, welches, Dank dem gesunden Sinne des Publikums, als solches erkannt und mit Pohn in das Grab der Vergessenheit hinabgestoßen wurde. — Neu in Scene gesetzt sahen wir zum Benefiz des Herrn Kunst Körner's Triny. Hätte man die Absicht gehabt, die schwachen Kräfte dieses Theaters in ein grelles Licht zu stellen, sie hätte nicht leicht besser erreicht werden können, als durch die Darstellung eines solchen Stückes. Außer

Herrn Kunst, der als Triny recht brav war und einzelne ausgezeichnete Momente hatte, war alles Uebrige nur höchst mittelmäßig, und die Scenirung, das Arrangement noch weit unter mittelmäßig, namentlich zuletzt der Kampf und Fall Triny's und der Einsturz des Pulverthurmes. Daß man solche Scenirung in Wien sehen kann, wie sie hier gezeigt wurde, ist unglaublich, aber dennoch wahr; sehen muß man dergleichen, sonst kann man es nicht glauben.

Bei dem gesunkenen Zustande dieser Bühne mußte es daher überraschen, endlich einmal auch ein besseres Stück zur Darstellung gebracht zu sehen, wie dies der „Goldteufel“, von Karl Elmar, in der That ist. Das Stück ist voll poetischer Schönheiten, und der Verfasser hatte die vorhandenen Kräfte so glücklich zu benutzen verstanden, daß auch die Aufführung befriedigen konnte. Herr Kunst war ausgezeichnet, Mad. Planer recht gut, und der Komiker Rusa so wie die Lokalsängerin, Ull. Schäffer, befriedigten. Selbst Herr Springer war nicht übel, wenn man sich über seinen störenden Dialect und sein unangenehmes Organ wegsetzte. — Da das Stück wirklich gut ist, darf man sich auch nicht darüber wundern, daß es im Theater an der Wien zurückgewiesen worden war, indem Hr. Kuppelwieser gesagt haben soll: Es sei so erbärmlich, daß es nicht ausgespielt werden könnte. — Nun ja, man weiß ja ohnehin, was man von dem Urtheile des Herrn Kuppelwieser zu halten hat; es hätte dieses neuen Beweises nicht bedurft. — Nicht unerwähnt können wir übrigens lassen, daß Herr Pokorny nach der sehr günstigen Aufnahme des Goldteufels aus freiem Antriebe den Gehalt des Herrn Elmar, der bei ihm als Theaterdichter angestellt ist, sehr wesentlich erhöhte. Er zeigte dadurch wenigstens, daß er das Gute zu schätzen weiß, wenn ihm auch freilich die Fähigkeit abgeht, es durch sich selbst zu erkennen. Man möchte daraus beinahe den Schluß ziehen, daß Herr Pokorny, schaffte er sich bessere, gebildete Rathgeber an, — denn ohne Rathgeber kann er nichts, das weiß ganz Wien — im Stande wäre, auf seinen beiden Bühnen auch im Gebiete des Schauspiels etwas Erfreuliches, der Kunst und eines Residenztheaters Würdiges zu leisten, während jetzt die Oper ausschließlich seine Aufmerksamkeit, seine Bestrebungen und seine Kräfte in Anspruch nimmt, das Schauspiel aber auf einer unendlich niedern Stufe steht. — Man spricht davon, daß Emil Devrient, Desfoir und Charlotte von Hagn im Sommer bei Pokorny gastiren werden. Ist das mehr als bloßes Gerücht, so wäre vorher eine gänzliche Reorganisation des Personales nöthig, denn mit Ausnahme von drei oder vier Mitgliedern ist dies der Art, daß Künstler, wie die genannten, unmöglich in solcher Umgebung spielen würden; kämen sie aber, verlockt durch Unkenntniß, wirklich und begannen ihr Gastspiel, so würden sie es

schwerlich fortsetzen, wenn sie sich überzeugten, wie sie unterstützt würden.

Das Leopoldstädter Theater

gibt zwar fortwährend Neuigkeiten, aber entweder existirt wirklich unter den neueren Bühnenerzeugnissen nichts, was sich über das Niveau der Mittelmäßigkeit erhebt, oder es liegt die Schuld an einer ungeschickten Wahl unter dem Gebotenen; denn was bisher gebracht wurde, verschwand nach zwei- oder dreimaliger Aufführung spurlos wieder, obgleich hier nicht, wie in der Josephstadt und an der Wien, die Stücke auch mit durch die mangelhafte Darstellung getödtet werden. — So sprach Müller und Miller von Esz nicht an; — so fand die weibliche Schildwache von W. Friedrich keinen Anklang; — so wurden die Stiefbrüder von Ulm (eine Bearbeitung von Spindler's Bastard) stillschweigend zu Grabe getragen, obgleich die Darstellung aller drei Stücke eine recht gerundete, befriedigende war. Zum Theil mag der Grund, weshalb neue Stücke hier selbst bei so genügender Darstellung kein Glück machen, wohl darin liegen, daß die Geschmacksrichtung des Publikums in Beziehung auf diese Bühne fast ausschließlich der Posse zugewendet ist, und zwar der Lokalposse, der das Leopoldstädter Theater von je her gewidmet war. Wie sehr die Vorliebe für derlei Producte hier ihren Sitz hat, beweist der Umstand, daß die ältesten Possen, selbst bei vielfacher Wiederholung, wie z. B. „Zwölf Mädchen“ und „Tritschtratsch“ immer sehr gefüllte Häuser geben, während bei Neuigkeiten, zumal wenn sie der ernstern, oder auch nur der feineren Gattung angehören, die Räume nur schwach gefüllt sind.

Nachdem wir so die Januar-Leistungen sämmtlicher Wiener Theater die Revue passiren ließen, wollen wir wieder noch einiger allgemeinen Theatralia Erwähnung thun. Dahin gehört besonders und vor allen Dingen, was unsere gute Kaiserstadt in letzter Zeit in eine so gewaltige Aufregung versetzt hat, daß man mehrere Tage lang an allen öffentlichen Orten von nichts Anderem sprechen hörte: der Streit zwischen Saphir und Pokorny, oder vielmehr die Angriffe, deren Gegenstand Saphir war, weil er es sich — *horribile dictu* — herausgenommen hatte, das Theater an der Wien geschmacklos und die Bühnenleitung des Herrn Pokorny nicht tadellos zu finden. In Folge dieses großen Unrechtes, welches Saphir sich zu Schulden kommen ließ, so wie seiner Abwehungen, sind denn mancherlei Privatverhältnisse an den Tag gekommen, oder vielmehr gezerzt worden, die im Grunde gar nichts beweisen, als daß Saphir sich in früheren Zeiten verleiten ließ, von der Directionsführung des Herrn Pokorny und dessen Kunst(?)=Institut in der Josephstadt

mehr Gutes zu sagen, als er bei seinem kritischen Gewissen eigentlich verantworten kann, daß er jetzt aber sein bisheriges Unrecht gut zu machen gedenkt, da er sich überzeugt, daß Pokorny als Leiter zweier Bühnen, worunter die größte der Vorstadt, das alte Unwesen fortzutreiben und höchstens für die Oper etwas zu thun gedenkt. — So ist es denn auch gekommen, daß unter Allen, die gegen Saphir aufgetreten sind, kein einziger den ausgesprochenen Tadel widerlegte, sondern daß Alle nur Zeter schriegen, weil eben er es war, der so geschrieben, da er sich dadurch der himmelschreiendsten Undankbarkeit schuldig gemacht haben soll. Wir aber fragen, was hat denn die Dankbarkeit gegen den Einzelnen mit der Kritik zu schaffen, die dem Allgemeinen, der Oeffentlichkeit, zur Wahrheit verpflichtet ist?

Saphir hat nur darin kritisch unrecht, daß er früher manche Mängel der Pokorny'schen Geschäftsführung beschönigte; jetzt steht er vollkommen in seinem Rechte bei dem, was er sagt, und schwerlich hat die Oeffentlichkeit ein Recht, danach zu fragen, warum er es sagt, sollten seine Motive auch wirklich die unlaustersten sein. Daß man an Pokorny als Vorsteher zweier Bühnen, darunter der bedeutendsten der Vorstädte, ganz andere Ansprüche zu machen berechtigt ist, als an Pokorny, den Director des Josephstädter Theaters, kann wohl Niemand bestreiten, und eben so wenig ist es möglich, daß ein Mann, dessen Urtheil von Gewicht ist, der ja in seinem Leben Gutes sah, der Vergleiche zwischen dem anzustellen vermag, was eine Bühne wirklich leistet und was sie, anders geleitet, leisten könnte, der Pokorny'schen Geschäftsführung das Wort rede. Die Oper, für welche um enorme Sagen einige ausgezeichnete Mitglieder neben vielen mittelmäßigen engagirt sind, blendet für jetzt noch unser gutmüthiges und wirklich leicht zu befriedigendes Publikum; aber das Schauspiel steht, sowohl im Ensemble als in der Besetzung der meisten ersten Fächer, tief unter der Mittelmäßigkeit, und jeder Director eines nur irgend bedeutenden Provinztheaters müßte mit der Pokorny'schen Gesellschaft zu Grunde gehen. Beckmann ist auf diesem Gebiete die einzige unbedingte Ausnahme, tritt er aber zu Ostern zur Burg über, dann begreifen wir nicht, wie bei dem übrigen Personal die Vorstellungen nur noch anzusehen sein sollen, obgleich darunter einige, aber freilich sehr wenige Mitglieder sind, die in einem besseren Rahmen an ihren Platz gestellt, diesen mit Ehren ausfüllen würden.

Auch die Theilnahme, die das Publikum, nach mehrfachen Geschrei, für Pokorny und dessen Anstalt zeigen soll, scheint uns, wenigstens was das Theater an der Wien betrifft, eine sehr trügerische und unzuverlässige zu sein. Oder kann man das etwa wirkliche Theilnahme nennen, wenn das Haus, bei Pischel's Gastrollen jedes Mal überfüllt, oft zum Erschrecken leer ist, obgleich

Staudigl oder die Marra, diese wirklichen Sterne erster Größe, singen. Bedeutet es Theilnahme an der Anstalt, wenn Opernvorstellungen, wie unlängst Stradella, eine Kasseneinnahme von weniger als hundert Gulden geben? Kann man auf ein glückliches Gedeihen einer Anstalt schließen, die in der besten Theaterzeit nur dann volle Häuser hat, wenn ein Gast singt? — Nein, für die Pokorny'sche Anstalt herrscht keine Theilnahme, und das ist auch nicht möglich, da sie die Anforderungen der Kunst auf keine Weise befriedigt; die Theilnahme äußert sich nur zeitweilig, bei dem Außergewöhnlichen, was Pokorny dem Publikum fortwährend zu bieten bemüht ist; sie zeigt sich fast nur, so oft er sein Haus zu fremden, außerhalb seines Instituts liegenden Zwecken benützt, sobald aber

dieses allein wirkt, ohne Mithülfe fremder Kräfte, ist in der Regel der Besuch ein sehr spärlicher; das Außergewöhnliche aber läßt sich nicht finden oder bieten, wenn man will, sondern es hängt nur vom Zufall ab, und dieser hat bekanntlich so sehr seine Launen, daß er den, welchen er jahrelang begünstigte, oft plötzlich im Stiche läßt. Es giebt aber Menschen, die gar nichts wären oder zu leisten vermöchten, wenn Dame Fortuna ihnen nicht hülfreich unter die Arme griffe, und ein solcher Mensch scheint unserer unmaßgeblichen Meinung nach Herr Pokorny zu sein. Wir können hierin irren, glauben aber nicht, daß wir vom Irrthum befangen sind.

D.

Literatur und Kunst.

Weltglück. Von Therese. Braunschweig, Bieweg. 1845.

Die Befürchtung, daß sich die Verfasserin zersplittern möge, welche wir bei der Beurtheilung ihres letzten Buches: Menschen und Gegenden, auszusprechen uns veranlaßt fanden, ist durch ihre neueste, vorliegende Dichtung glänzend widerlegt worden. Dieses Buch ist wohl das Gediegenste, was die geniale Frau bis jetzt producirt hat: in seiner künstlerischen Abgeschlossenheit, in der plastischen Vollendung der einzelnen Figuren dieses meisterhaft entwickelten Seelengemäldes liegt etwas ungemein Beruhigendes, Erfrischendes, Wohlthuendes; wir fühlen den Boden innerer Wahrheit unter uns, und folgen auf ihm sicher Schritt um Schritt der leitenden Hand. Der Stoff ist ein durchaus zeitgemäßer, einer Gegenwart entnommen, wo jede Sphäre aus der einen in die andere strebt, wo ein Verkennen des Gegebenen durch das Ringen nach dem Verzagten eintritt, wo Keinem der Platz, auf den ihn das Schicksal stellte, genügen will. Die Verfasserin stellt daher als ihre Tendenz hin, „jenem Uebel durch den Beweis zu begegnen, daß jegliches Individuum, in welchem Kreise es sich immer bewege, sein Maaß Leiden zu tragen hat, darzuthun, daß dieses Leiden sogar im Verhältnis mit äußerem Glanz empfindlicher wird, dem Unbegüterten, der dem Reichen nachahmen will, zuzurufen: Glaubst doch nicht, daß das Glück in Palästen hinter golddurchwirkten Vorhängen wohne! und den Bevorrechteten zu sagen: Was Ihr Euch auch an

künstlichen Genüssen erobert, es hält nicht Stich vor dem Wahren, ja Das, was Ihr für gering haltet, die Menschen, die Ihr aus Eurer Wohnung als nicht ebenbürtig bannt, sind glücklicher als Ihr, weil sie einfacher sind!“

Die Schicksale der Frau, welche diese Wahrheiten belegen, sind in Form eines Memoires erzählt. Cäcilie von Rudolphszell stammt aus einem altadeligen Geschlecht, dessen letzter Mannesproß durch das Herabkommen seiner Vorfahren auf das Stammgut und dessen ländliche Einschränkung verwiesen worden ist. Ihr Herz neigt sich einem Bürgerlichen, dem Architekten Otto Hartwig zu; er erkennt jedoch die Gefahr einer Mesalliance und beugt einer späten Reue durch eine frühe standesgemäße Wahl vor. So wird Cäcilien erste Liebe gekrönt. Nach dem Tode ihrer Mutter nimmt sie die Stelle einer Hofdame am herzoglichen Hofe an, um so lieber, als ihr Vater ihr eine junge Stiefmutter schenkt, welche natürlich geflissentlich alle Erinnerungen an das sparsame Hausfrauenthum der Verstorbenen beseitigt und den jungen Ehemann in unbestreitbare Ausgaben wirft. Am Hofe lernt Cäcilie den Erbprinzen eines benachbarten Staates, Theodor, kennen und entflammt eine tiefe Leidenschaft in dem Augenblicke, als er mit der ihm bestimmten Fürstenbraut, der Tochter des Herzogs, vermählt wird. Neue Quellen unverschuldeten Leidens entspringen hieraus für das schwergeprüfte Herz Cäcilien, und die Hofdame entschließt sich, dem Hofscaulier von Sternheim

ihre Hand zu reichen. Sie führt an seiner Seite ein standesgemäßes Leben, an dessen unablässiger Bewegung sie ihre Seelenverstimmung zu übertäuben bemüht ist. Inmittelst gelangt der Erbprinz auf den Thron, ruft Sternheim als Gesandten an seinen Hof, und knüpft mit Cäcilien ein Freundschaftsverhältniß an, dessen Reinheit, dessen Möglichkeit von dem Urtheile der Welt nicht anerkannt werden will. Als deshalb der Gesandte abgerufen werden soll, creirt ihn der Fürst zu seinem Cabinetsminister; der Salonmann nimmt in ungeheurer Selbstüberschätzung das gefährliche Geschenk an, nimmt einen Anlauf, zu dem seine Kräfte nicht ausreichen, und wird von der Last des Portefeuille's — erdrückt. Die Wittve Cäcilie weist den Fürsten von sich, ob schon sie nicht weiter eine Pflicht verletzen würde, und zieht sich in die Einsamkeit zurück. — Die Charaktere sind, wie gesagt, bewundernswürdig gezeichnet; die Liebe und das Entsagen, das Glück der Welt und der Kummer der Seele, die Kämpfe um ein oft gezeigtes, aber stets unerreichbares Seelenglück und die Behmuth über die Scheidewände der Standesvorurtheile, dies Alles tritt in Cäcilien's Gestalt in überraschender Klarheit und überzeugender Wahrheit hervor. In ihrem Gemahle ist der Typus des platten, gewandten, herz- und kopflofen Hofmanns überaus glücklich skizzirt, und diese sichern Striche mit den feinen Nuancen verrathen fast ein Portrait nach dem Leben. — Das Buch gehört zu denen, die den Leser nicht loslassen von der ersten bis zur letzten Zeile, und die, einmal durchflogen, zum ruhigen Genusse einer wiederholten Lectüre auffordern.

26.

Thomas Münzer und seine Genossen. Historischer Roman von Ludwig Köhler. Leipzig, J. W. Barth. 1845. 3 Bde.

Unter allen Zeiten und Verhältnissen hat der historische vaterländische Roman, seit seinem Entstehen, in der deutschen Literaturgeschichte immer eine der ersten Stellen eingenommen, wenn gleich die Subeleien französischer sogenannter Belletristiker sive Schöngelster und die Nachahmungssucht vieler deutschen Scribenten, endlich die allzugroße Theilnahme an allem Ausländischen und Fremden im deutschen Volke selbst, denselben auf kürzere oder längere Zeit verdrängen wollte. Aber gerade der Deutsche war von jeher dazu verdammt, seine Finger erst an fremden Brennesseln zu verbrennen, ehe er einsehen lernte, welche schöne und herrliche Ausbeute aus der geistigen Flora seines Vaterlandes zu gewinnen sei. Ich erinnere hier nur an die unzähligen Uebersetzungen von Eugen Sue's Pariser Mystorien und dessen ewigem Juden.

Unter den historischen Stoffen ist zur Besprechung der politischen und kirchlichen Wirren der Gegenwart wohl keiner geeigneter, als die Geschichte der Reformation und ihrer Helden. Freilich in anderem Gewande,

denn die gleichnerischen Worte des heutigen Jesuitismus sind ganz verschieden von der Vorspiegelung des Fegefeuers eines feisten Benedictiners der damaligen Zeit, und die Tractätlein der leider in unserm Süddeutschland so verbreiteten Pietistengemeinden sind noch weit gefährlicher, als der Fanatismus der Brüder zu Zwickau. Auch braucht es keine Sickingen mehr, die Fürsten Deutschlands mit dem Schwerte zu bekämpfen, aber das Andenken an jene großen Männer möge noch heute jeden Mann und jeden Jüngling entflammen, Theil zu nehmen an der Reformation unseres Zeitalters.

Das Gepräge dieser Gesinnung, die nach der schwärmerischen Begeisterung des Jünglings für alles idealisch Große und Schöne stets im Manne zurückbleibt, trägt das neueste Product eines jungen Literaten, Ludwig Köhler. Der Roman „Thomas Münzer und seine Genossen“ ist es, zu dessen allgemeiner Verbreitung diese Worte Einiges beitragen mögen. Die heimische Luft, die darinnen weht, die Dertlichkeit seiner Handlungen, Thüringen, Franken und Schwaben sind es, welche das Werk jedem Bewohner dieser drei großen Theile unseres Vaterlandes lieb und werth machen muß. Nur wenige Schriftsteller verstanden es, diese drei Gauen gleich anziehend und malerisch so wiederzugeben, wie Köhler.

Wenn auch die Charaktere der Fürsten und Abtlichen nicht alle als vollkommen gelungen zu nennen sind, so ist es doch die Beschreibung der Volkscharaktere, und sind es ja eben diese, welche den hauptsächlichsten Stoff zur Geschichte Thomas Münzer's liefern.

Sonderbar klingt zwar der Anfang, daß ein Ritter des 16. Jahrhunderts sich herabläßt, die klaffende Wunde eines armen Bauers zu verbinden; war dieser Ritter aber nicht Ulrich v. Hutten, der große kühne Mann, welcher dem Volk die erste Anregung gab zur Befreiung von seinem unwürdigen Joche? Leider entreißt ihn sein früher Tod nur zu bald dem Faden der Geschichte; doch haben wir zuvor noch einige Mal Gelegenheit, in seinem Zusammentreffen mit Luther und Sickingen die Kraft seines Geistes zu bewundern. Besonders großartig geschildert ist die Eroberung der Weste Landstuhl, bei welcher Franz von Sickingen sein edles Leben aushaucht und begeistert von der Freiheit jener Welt von den irdischen Fesseln sich losreißt. Der immer mehr sich steigende Fanatismus des Bauers Kolbach ist nicht im mindesten übertrieben, wenn man die Bedrückungen seines Gutsheern, des Grafen, die Worte Hutten's, die wie Blitze zündeten, und die letzten Worte, welche seine Frau auf ihrem Sterbebette nicht einmal vollenden konnte, auf's Genaueste beachtet. Das Zusammentreffen mit dem Pater Thomasius am Grabe seines Weibes ist zwar sehr abentheuerlich, aber mit einer solchen Kraft durchgeführt, daß Jeder von ehrfurchtsvollem Schauer ergriffen dem Dichter gerechtes

Lob zollen muß. Dagegen ist die Scene, womit der zweite Band beginnt und der Bauernbursche Heinz als Junker Heinrich von Busch eine Art Keuschheitsprobe zu bestehen hat, nichts weniger als gefällig. Eben so athmet das darauf folgende galante Abenteuer, in welchem Derselbe ritterlich eine Dame aus den Händen roher Landsknechte befreit, viel zu sehr den Geist der Sturm- und Drangperiode unserer Literatur. Das zweite Capitel im zweiten Bande, welches Thomas Münzer in einer Unterredung mit seinem Freund Hazerig bringt, entschädigt vollkommen für die Erzählung der zweifachen Ritterlichkeit des Junkers von Busch. In dieser Unterredung findet sich auch Münzer's Brief an die Fürsten. Die Beschreibung von Luther's und Münzer's Familienleben ist vorzüglich gelungen, und die Parallele zwischen beiden Männern richtig und bezeichnend.

Der Roman hat mehrere höchst originelle, humoristische Seiten und excellirt hierin besonders der Landsknecht Lehnhardt bei dem ländlichen Feste in einem thüringer Dorfe und als Hofnarr des Grafen in seinen Gesprächen mit dem Schloßpater Benedict, und Melchior Grüber als Charlatan auf dem Markte zu Weimar. Häusliche Fehden, wie die des Meisters Krump und seiner Frau, sind trotz dem dreißigjährigen äußerlichen Frieden in Deutschland noch eben so häufig als zu den Zeiten des Faustrechts.

Das würdigste Gegenstück zu Sickingen's ehrenvollem Tode auf den Wällen seiner Burg ist das sanfte

Hinscheiden des friedliebenden Kurfürsten, Friedrich's des Weisen. Luther steht an dessen Sterbebette, die Ereignisse der Zeit erfüllen den edlen Fürsten mit bangem Schmerz für die Zukunft seines Volkes. Seine letzten Worte sind: „Lebe wohl, Bruder Martin, sei mild und nachsichtig gegen die Verblendeten, leite sie auf den rechten Weg durch freundliche Worte, wie es der Heiland selbst that. Ade, o Welt!“ Mit Friedrich's des Weisen Tode sank die letzte Gnadensonne der armen Bauern, die Fürsten fallen mit unerbittlicher Strenge über sie her. Der Roman wird zur Geschichte und schließt mit der Enthauptung Thomas Münzer's.

Wahrheit und Dichtung gehen Hand in Hand in diesem Werke, welches somit eine willkommene Gabe wird für den ernsten Mann und den feurigen Jüngling; aber auch der Frauen zartes Gemüth findet Genuß und Belehrung in der aufopfernden Liebe Mariens, oder der Gattin Münzer's, der geschäftigen Häuslichkeit Katharina's von Bora, und der treuen Anhänglichkeit des wilden Zigeunerkinde's Ricca.

So ziehe denn hinaus, rüstiger Kämpfer für Freiheit und Licht; erwirb dir unter deinem Volke die Anerkennung, welche du verdienst. Der tüchtige Verfasser aber lasse nach diesem Gange sein Schwert nicht in der Scheide verrosten, sondern trete von Neuem in die Schranken der Wahrheit, zum Kampfe gegen Finsterniß und Papstthum.

Friedrich Döscar.

D r e s d e n .

Königl. Hoftheater.

Repertoire.

März 10. Richard's Wanderleben. — Pas de deux. — 11. Die Haimonskinder. Oper. — 12. und 13. (Wegen des Bußtags kein Schauspiel.) — 14. Ich gehe auf's Land. — Pianoforte-Vortrag der Fräul. Sophie Dulken. — 15. Der Freischütz. Oper. — 16. Die verwunschene Prinzessin. — 17. Jeanne und Jeanneton. — Der gerade Weg der beste.

Für unsere Bühne beginnen nunmehr die Tage, von denen es heißt, sie gefallen uns nicht, obschon wir damit noch keineswegs sagen wollen, daß uns die bisherigen alle gefallen; allein das Frühjahr beginnt, seine räuberische Macht auf die Künstlerschaft unserer Bühne geltend zu machen. Fräul. Wagner ist schon vor längerer Zeit nach Paris gegangen, um sich weiter auszubilden. Hr. Eduard-Devrient befindet sich auf Reisen; die Herren Tichatschek und Dettmer sind ihm gefolgt, und Mad. Schröder-Devrient wird nur noch etwa dreimal auftreten, um sodann, nach der jetzigen Lage der Sache, unsere Bühne gänzlich zu verlassen, da der von ihr eingereichte neue Contract, der dem Vernehmen nach zum Theil höhere Forderungen ent-

hätt, als bisher zugebilligt waren, von dem Könige nicht genehmigt worden ist. Für Dresden jedenfalls ein Verlust, der in seiner Totalität unserer Ansicht nach zur Zeit nicht zu ersetzen ist, auch wenn wir die

dermaligen Leistungen der Künstlerin nicht so hoch anschlagen, als sie es den angeblich gestellten Bedingungen nach selbst zu thun scheint.

Feuilleton.

Ein Herr M'Cartey soll, so berichtet der „New-York-Herald“ eine Kanone erfunden haben, die in einer Minute 30 Kugeln schießt und stundenlang benutzt werden kann, ohne zu springen, und noch dazu bedarf man keines Schießpulvers, denn die Maschine schießt bloß durch das Princip des Schleuderns. Die damit angestellte Probe soll einen alle Erwartung übertreffenden Erfolg gehabt haben. — Bewahre uns Gott vor solchen Entdeckungen.

Die Zahl der russischen Fasttage nimmt die Hälfte eines Jahres ein. Die anhaltendste Fastenzeit dauert sieben Wochen lang, von Fastnacht bis Ostern; die erste dieser sieben Wochen heißt die Butterwoche (Massliniza), weil in derselben noch Butter gegessen werden darf, während zu jeder andern Fastenzeit Fleisch, Milch, Eier oder Butter zu genießen streng verboten ist. In solcher Zeit beschränkt sich das Hauptnahrungsmittel der Russen auf getrocknete, eingesalzene Pilze, die in Wasser gekocht mit Zwiebeln und Del gegessen werden. An manchen Fasttagen ist es den Russen erlaubt, Fische in Hanföhl gebraten zu genießen. Die jährlichen Hauptfasten sind: vor Ostern, nach Pfingsten, im August und von der Mitte November bis Weihnacht; außerdem sind Mittwoch und Freitag die wöchentlichen Fasttage.

Deutsch-musikalische Kunstausdrücke. Ein Pianofortespieler: Klangkastentastenwüthender Saitenvernichter. — Ein Violinist, Bratschist u. s. w.: Pferdehaar-Schaafdarmsstreicher. — Ein Flötist: süßhölzerner lichtausblasender Klappendrucker. — Ein Posunist: luftverderbender Ohrenverwüster, — und ein Pauker oder Trommelschläger: fellausklopfender Taubheitsbeförderer.

Auf der Insel Madagascar besteht noch ein sogenanntes Gottesgericht, das furchtbar genannt werden kann. Die Angeklagten müssen nämlich durch einen Fluß schwimmen, der von Krokodilen wimmelt; entge-

hen sie durch einen glücklichen Zufall den gefräßigen Ungeheuern, so werden sie von dem Volke als Unschuldige mit Jubel empfangen, und der Ankläger muß dafür durch bedeutende Geldsummen, die er dem Angeklagten zu zahlen hat, büßen. Leider sollen aber die Fälle selten vorkommen, daß ein diesem Gottesurtheil Unterworfenener ohne Verlust eines Armes, Beines oder gar des Lebens das jenseitige Ufer erreicht.

Zur Zeit der Regierung Paul's I. las man in einer Petersburger Zeitung folgende Annonce: Wer eine ganze Familie oder einen jungen Burschen und ein Mädchen einzeln kaufen will, kann sich an die Seidenwäscherin wenden, die der Kasan'schen Kirche gegenüber liegt. Der junge Mann, Iwan, ist 21 Jahre alt, gesund und stark, und kann Damen freifiren. Das Mädchen ist hübsch, heißt Marsa, ist 15 Jahre alt und kann nähen und sticken. Man kann sie in Augenschein nehmen und billig bekommen. Auch ist in diesem Hause ein holsteinischer Hengst zu verkaufen.

Der Herausgeber der „Berliner Kirchenzeitung“, Professor Rheinwald, ist wahnsinnig geworden. Seine Zweiselserei mag ihn vielleicht in den Wirren unserer Zeit in diesen traurigen Zustand versetzt haben; er zählte mehrere Pietisten und Finsterlinge zu seinen intimsten Freunden, und gleichwohl drängte er sich zu den aufgeklärten Männern. Es ist nicht gut, zweien Herren zu dienen.

Seit Luther's Bibelübersetzung sollen mehr als 240 Millionen Exemplare gedruckt worden sein.

Die längste Eisenbahn ist wohl die von Boston nach Albany in Nord-Amerika, sie hat eine Strecke von 434 Stunden. 25.

Ueberall Umwege. Ein englisches Parlamentsmitglied verzichtet nicht geradezu auf seinen Sitz, sondern nimmt die „Chiltern hundreds“ an, und will der

türkische Sultan seinen Großwessier absetzen, schickt er einen Diener ab, der schweigend an den Schreibtisch des Großwessiers tritt und seine goldene Feder auswischt. Der Engländer hat aufgehört Parlamentsmitglied, der Türke Großwessier zu sein.

Polen. Auf Talleyrand's Reise nach Warschau blieb sein Wagen im Kothe stecken und konnte nur durch Anstrengung von Menschen und Pferden fortgeschafft werden. Sobald das geschehen war, fragte ein junger französischer Soldat, wer der Reisende sei? — „Talleyrand, der große Diplomat“, war die Antwort. — „Ach!“ rief der Franzos, „da ist's kein Wunder, daß er stecken geblieben. In diesem verzweifelten Lande bleibt alle Diplomatie stecken.“

Eprouvettes heißen in der Gastronomie Gerichte von so anerkanntem Wohlgeschmack, daß schon ihr Anblick in jedem richtig organisirten Menschen den Geschmackssinn zu vollster Thätigkeit weckt. Ein berühmter Gastronom theilte sie neulich in positive und negative, und erklärte sich darüber durch eine Anekdote aus dem Leben des Cardinals Fesch, bekanntlich ein Ehrenname in den Jahrbüchern der Gastronomie. Cardinal Fesch hatte mehre geistliche Magnaten zu Tisch gebeten, und am Morgen des großen Gastmahls wollte ein glücklicher Zufall, daß er zwei Steinbutten von seltener Schönheit zum Geschenk erhielt. Sie beide auftragen zu lassen, wäre lächerlich gewesen. Gleichwohl wünschte der Cardinal sie beide zu zeigen und sprach deshalb mit dem Küchenchef. „Ich werde das einrichten“, antwortete dieser nach kurzem Besinnen. Das Diner begann. In gehöriger Folge erschien eine der zwei Steinbutten. Allgemeine Sensation, allseitig gastronomischer Enthusiasmus. Das war der Moment der Eprouvette positive. Der Maitre d'hôtel winkt. Zwei Diener heben das Ungeheuer von der Tafel, es ihm zum Anschneiden zu bringen. Einer der Diener gleitet aus, fällt — Schüssel und Fisch ihm nach. Die

Kirchensürsten erblassen; stumm und ohne Regung sitzen sie Alle. Das war der Moment der Eprouvette negative. Der Maitre d'hôtel wendet sich ruhig zu anderen Dienern und heißt ihnen, eine andere Steinbutte zu bringen. Sie bringen die Steinbutte, setzen sie auf die Tafel. Das war der glänzend erneuerte Moment der Eprouvette positive.

Französisch. Auf der königlichen Bibliothek zu Paris befindet sich eine Himmels- und eine Erdkugel, jede zwölf Fuß im Durchmesser und fünfunddreißig im Umfange, beide nächst einer in der Bibliothek der Universität Cambridge die größten in Europa. Eine Inschrift auf dem Himmelsglobus besagt: sämtliche Planeten seien in der Stellung, welche sie bei der Geburt Ludwig des Großen (des XIV.) eingenommen, und eine auf dem Erdglobus: er sei verfertigt worden, um die Länder zu veranschaulichen, welche dieser große Monarch erobert haben würde, wenn seine Mäßigung nicht größer gewesen wäre als seine Tapferkeit.

Wahr, was Cobbeth sagt: „Ich kann mir keinen unglücklichen Menschen denken als einen geistreichen Mann, den äußere Verhältnisse zwingen, seine Geistesthätigkeit dem Willen Solcher unterzuordnen, denen er geistig eben so überlegen ist als er sie moralisch von Grund der Seele verachtet.“

Merzte. „Wer gibt in Dresden für den besten Arzt?“ — „Wir haben dreie dieses Ranges.“ — „Sie heißen?“ — „Doctor Mäßig, Hofrath Lustig und Medicinalrath Ruhe.“

4.

Berichtigung.

Nr. 12, S. 262, Spalte 1, Zeile 8 ist statt leicht — nicht, Zeile 27 statt Gerechtigkeit — Gewichtigkeit zu lesen.

A n f f o r d e r u n g .

Ein Mensch hat die Redaction der Abendzeitung anonym benachrichtigt, daß meine in Nr. 7 und 8 von diesem Jahre abgedruckte Erzählung: „Besser verloren als gewonnen“ Uebersetzung sei. Ich fordere ihn auf, bis zum 31. laufenden Monats das Original nachzuweisen.

Dresden, den 17. März 1846.

Dr. Goldemar Seyffarth.

Druck von Carl Rammig
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.